

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

4/99

	In eigener Sache	186
Jörg Eyraier	Latein und das nächste Millennium	187
Manfred Fuhrmann	Rezeptionsgeschichte als Lexikon	189
Luise Dreyer	Die geistigen Grundlagen der zukünftigen europäischen Wertegemeinschaft	196
Jens-Peter Green	Erziehung im humanistischen Geist?	204
Heinz Munding	Weltbürgertum in der Antike	208
Michael Lobe	Elefant und Ameise in der römischen Literatur	210
Rüdiger Hobohm	Forum Classicum auf CD-ROM	212
	Personalia	213
	In der Diskussion	215
	Zeitschriftenschau	220
	Besprechungen	225
	Berichte und Mitteilungen	241

Deutscher Altphilologenverband

In eigener Sache

Mit diesem Jahreswechsel treten wir ins letzte Jahr des zweiten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung ein. Auch für die Lehrer der alten Sprachen an Schulen und Universitäten ist dies Anlass zu Besinnung, Rückschau und Vorschau. Blickt man zurück auf die heftigen Auseinandersetzungen um das Gymnasium und den altsprachlichen Unterricht zur Zeit der letzten Jahrhundertwende (1900), dann muss man eigentlich staunen, wie gut sich – bei all den ungeheuren politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts – der altsprachliche Unterricht, insbesondere der Lateinunterricht, in Deutschland letztlich doch behauptet hat. Aber die historisch begründete Genugtuung über die enorme Leistung der Lehrerinnen und Lehrer der alten Spra-

chen gibt leider keine Gewähr dafür, dass der altsprachliche Unterricht auch in Zukunft erhalten bleibt. Dies wird auch weiterhin Jahr für Jahr neu zu erarbeiten sein, und zwar durch eine überzeugende Unterrichtspraxis sowie durch bildungstheoretische, fachdidaktische und schulpolitische Anstrengungen. Die Redaktion dieser Zeitschrift dankt allen Kolleginnen und Kollegen, die in den vergangenen Jahren ihren Beitrag hierzu geleistet haben, und wünscht ihnen von Herzen – trotz aller Schwierigkeiten – weiterhin Freude, Zuversicht und Erfolg bei ihrer Arbeit, wenn es darum geht, die in den alten Sprachen und Literaturen liegenden Werte auch für die Jugend des nächsten Jahrhunderts auf neue Weise fruchtbar zu machen.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

42. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. - Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes
Univ.-Prof. Dr. Friedrich *Maier*, Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Klassische Philologie, Unter den Linden 6, 10117 Berlin.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin.

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StR Michael *Hotz* (Anschrift s. u.)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Hansjörg *Wölke*, Görresstraße 26, 12161 Berlin;
Wiss. Ass. Dr. Stefan *Kipf*, Berlepschstraße 48a, 14165 Berlin.
4. Zeitschriftenschau:
Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin,
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin.

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. - Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement DM 25,-; Einzelhefte werden zum Preis von DM 7,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60.

Anzeigenverwaltung: StR Michael *Hotz*, Riedererstr. 36, 85614 Kirchseeon, Tel. (0 80 91) 29 18.

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Hauptstraße 47, 84172 Buch a. Erlbach.

Latein und das nächste Millennium

„Solange das Kolosseum steht, steht Rom, solange Rom steht, steht die Welt.“ (*Dum stat Colosseum, stat Roma. Dum stat Roma, stat mundus.*)

Aus dieser römischen Redensart spricht das ganze Selbstbewusstsein der antiken Supermacht Rom, deren Expansion bis Britannien und Ägypten, bis Spanien und bis zum Persischen Golf kein Mensch aufzuhalten vermochte; erst die Natur selbst brachte sie an Meeresküsten und Flussufern, an Wüstenrändern und unüberwindlichen Gebirgen zum Stehen. Diese bis dahin unerhörte, scheinbar grenzenlose Macht, so wussten es die Römer, war ihnen von den Göttern gegeben. Kein Wunder also, dass sich in das römische Selbstkonzept auch der Gedanke der zeitlichen Unbegrenztheit einschlich: Rom würde bis ans Ende der Welt bestehen - ‚*Roma aeterna*‘.

In einem Punkt täuschten sich die Herren der alten Welt: Auch ihr Reich wurde, wie alles Menschliche, ein Opfer der Vergänglichkeit. Nach knappem tausend Jahren, einem Millennium des Aufstiegs und des Niedergangs der Stadt Rom, wurde 476 n. Chr. der letzte römische Kaiser abgesetzt, die Macht der Herrscher am Tiber wurde hinweg gespült von den Wogen der Völkerwanderung. Politik wurde künftig in anderen Zentren gemacht.

Und doch war der Optimismus, mit dem man an Roms Unsterblichkeit glaubte, nicht ganz unberechtigt: Die Macht der Stadt war vergangen, doch Rom wurde wiedergeboren als Idee. Es war die Idee der ‚*humanitas*‘, die Idee, dass Menschen

besser sein können, als sie sind, es war die Idee der globalen Hochkultur, die Idee der Bildung, es war die Idee der von den Göttern gewollten und von den Menschen vollzogenen Ordnung in einer chaotischen Welt.

Diese Idee gab nicht nur dem von Griechen beherrschten Ostrom am Bosphorus, dem späteren Byzanz, Struktur, sodass es noch ein weiteres Millennium bis zur Eroberung durch die Türken (1453) Bestand hatte. Sie verlieh keinem anderen als dem Bischof von Rom die Legitimation, Oberhaupt der katholischen Kirche zu sein. Dieser Idee folgten Jahrhunderte lang die deutschen Könige, wenn sie nach Rom zogen, um sich zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Aus ihr lebten die Renaissance und das Denken der Humanisten ebenso wie Dantes ‚*Göttliche Komödie*‘ oder Shakespeares ‚*Julius Caesar*‘. Ihr wussten und wissen sich all die verpflichtet, die in Fragen der Politik und der Rechtsprechung nach den pragmatischen Prinzipien der Römer agierten und noch heute agieren. Mit einem Wort: Europa trägt den Stempel der Romidee.

Dies wäre nicht möglich, hätte sich nicht die Sprache der Römer in einem unglaublichen Siegeszug bis in die Neuzeit hinein zur grenzüberschreitenden Kultur- und Wissenschaftssprache entwickelt. Latein wurde nicht nur in der Kirche, sondern überhaupt in akademischen Bevölkerungsschichten selbstverständlich fließend gesprochen, was durch einen intensiven Lateinunterricht an den Schulen ermöglicht wurde. – Als



Buch- und Offsetdruck – Repro & Buchbinderei

Hauptstraße 47 · 84172 Buch a. Erlbach
Telefon 0 87 09/15 65 · Fax 0 87 09/33 19

Alltagssprache hat Latein heute längst ausgedient. Daher fordern seine Kritiker für das dritte Jahrtausend seine endgültige radikale Entfernung aus dem Kanon der Schulfächer. Wird also wiederum mit der Vollendung eines Millenniums ein Stück Rom sterben? Vergeht nach Westrom und Ostrom nun auch seine Sprache und damit über kurz oder lang auch seine Idee?

Wohl kaum! Zu viele Notwendigkeiten machen die Kenntnis des Lateinischen erforderlich – jetzt und auch im kommenden Millennium.

1. Zwar wächst momentan eine Augenblicksgesellschaft heran, die sich auf eine historische Perspektive der Gegenwart nicht einlassen mag. Und doch wird auch sie nicht umhin können, die Vergangenheit kennenzulernen, wenn sie nicht gezwungen sein will, sie zu wiederholen, wie es der amerikanische Philosoph George Santayana einmal formulierte. Europäische Vergangenheit – und hierin liegt europäische Identität begründet – ist ohne Latein nicht denkbar. Große Texte der europäischen Literatur wären nicht im Original lesbar. Dem Hinweis auf die mittlerweile reichlich vorhandenen Übersetzungen wird zu Recht Skepsis entgegengebracht. Der Versuch, ‚Wanderers Nachtlied‘ ins Englische zu übersetzen, zeigt sofort, dass Sprachen nicht ohne weiteres kompatibel sind. Gerade die staatsrechtlichen oder juristischen Texte der Römer sind voller sensibler und trennscharfer Definitionen, sodass Übersetzungen sozusagen eine sichere Quelle des Missverständnisses sind.

2. Nicht nur ein wissenschaftliches Studium setzt Fremdsprachenkenntnisse voraus. Auch im Kontext des zusammenwachsenden Europas ist die Beherrschung möglichst vieler Fremdsprachen ein wesentliches Qualitäts- und Einstellungskriterium auf dem Arbeitsmarkt. Latein liefert nicht nur das grundlegende linguistische Modell fast aller europäischen Sprachen, sondern auch automatisch in einer Reihe moderner Fremdsprachen ein passives lexikalisches und grammatikalisches Wissen, das die Lektüre italienischer, spanischer, französischer und englischer Texte erheblich erleichtert. Auf der Grundlage der Basis- und Muttersprache Europas gelingt dann die aktive Aneignung ihrer modernen ‚Töchter‘ zum Zweck der sprachlichen Verständigung mühelos.

3. Die zunehmende Technisierung und Verwissenschaftlichung unserer Welt führt zu einer permanenten Anreicherung der Sprache mit neuen Begriffen, die zur Bezeichnung neuer Sachverhalte und Produkte künstlich gebildet werden. In der Regel bestehen diese Wörter – gerade im Bereich der Computer-Technologie –, auch wenn sie oft im englischen Gewand daherkommen, aus lateinischen Elementen wie etwa die modernen Prägungen ‚Computer‘, ‚Server‘, ‚Access‘, ‚Office‘, ‚Editor‘, ‚Monitor‘, ‚interaktives Medium‘ oder ‚Corporate Identity‘, ‚C(ompact) D(isc)‘ und eben ‚Millennium‘.

Den Vertretern des Faches Latein an den Schulen ist zu raten, ihren Schülerinnen und Schülern immer wieder anschaulich vor Augen zu führen, dass sich die Aktualität und Weisheit der zur Weltliteratur gehörenden lateinischen Texte gerade im Jetzt bewährt, dass Latein sich unmittelbar in den modernen Fremdsprachen aktivieren lässt, dass seine Kenntnis Klarheit und Ordnung schafft in der verwirrenden Begriffswelt der Moderne. Besonders in der Schule muss deutlich werden, dass Latein auch die Menschen des dritten Jahrtausends täglich in Fremdsprachen und Fremdwörtern umgeben wird, ganz abgesehen von den unzähligen deutschen Lehnwörtern wie Insel (*insula*), Ziegel (*tegula*), Fenster (*fenestra*) und Rose (*rosa*). Und nicht zuletzt ist es unerlässlich zu zeigen, dass Latein die Sprache ist, die Kernbegriffe unseres modernen Selbstverständnisses geprägt hat: Zivilisation, Kultur und Staat, Humanität, Liberalität und Rationalität, Errungenschaften, für die auch in der Zukunft kein Einsatz zu hoch ist. Für sie zu streiten setzt allerdings voraus, dass man weiß, was sie bedeuten, dass man weiß, wofür man streitet.

Latein wird nicht mehr im Alltag gesprochen, aber tot – nein, tot ist es wahrhaftig nicht. Als Kommunikationsmittel ist es nach wie vor unersetzlich – und von erstaunlicher Lebendigkeit.

Vielleicht lebt es im kommenden Millennium nicht mehr von der Idee eines unsterblichen Rom, um so mehr aber von der Wirklichkeit einer intelligenten globalen Kommunikation, die Latein nicht mehr als Sprache verwendet, sondern als unerschöpfliche Quelle ihrer Begrifflichkeit.

JÖRG EYRAINER, Donauwörth/Bayern

Rezeptionsgeschichte als Lexikon

Ein Vortrag zum Erscheinen von Band 13 des Neuen Pauly:
Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte A - Fo (Oktober 1999)

Wissen Sie bereits, wie der erste dunkelhäutige, aus Afrika stammende Dichter lateinischer Zunge hieß? Gemeint ist hier nicht der berühmte Terenz, der Meister der römischen Komödie, dessen Beiname Afer wahrscheinlich auf Libyen verweist; gemeint ist vielmehr ein Poet der frühen Neuzeit, aus dem dunkelsten Teil des Kontinents. Da Sie es möglicherweise nicht wissen: Er nannte sich Johannes Latinus (Juan Latino), brachte es zum Professor für Latein an der Universität von Granada und verfasste neben anderem ein panegyrisches Epos „Austrias“, das die Schlacht von Lepanto zum Gegenstand hat – eben jene Schlacht des Jahres 1571, in der Cervantes Teile seiner linken Hand einbüßte.

Oder haben Sie schon von Archäologischen Parks gehört? Vielleicht noch nicht, denn es handelt sich hierbei um eine Novität der jüngsten Zeit, um eine Errungenschaft für den Erlebnismarkt der modernen Zerstreungsgesellschaft. Der Archäologische Park wartet mit einem Ensemble ganz oder teilweise rekonstruierter Bauten am historischen Orte auf – man spricht da einschmeichelnd von einer besucherorientierten Aufbereitung der Befunde. Schluss also mit dem ratlosen Starren auf unansehnliche Substruktionen und auf nach Xanten oder Carnuntum, wo der archäologische Park-Gedanke auf mustergültige Weise verwirklicht worden ist.

Worum haben sich vor nunmehr hundert Jahren Karl Bücher und Eduard Meyer gestritten, worum ging es in der B.-M.-K., der Bücher-Meyer-Kontroverse? Wie modern war die Wirtschaft im klassischen Griechenland; gab es dort bereits Fabriken? Bücher wollte die antike Ökonomie auf das Haus verwiesen wissen, auf den dortselbst herrschenden Kreislauf von der Erzeugung bis zum Verbrauch; Meyer hingegen fand – als Folgen der Geldwirtschaft und Sklavenarbeit – überall im Raume der Ägäis ausgeprägte Handels- und Industriestädte vor.

Wie verbreitet sind Kenntnisse über den Arkadismus? Der Spruch *Et in Arcadia ego*, „Auch

ich in Arkadien“ mag manchem geläufig sein, doch wem ist bekannt, dass ein Symbol, ein Lebensgefühl derart hartnäckig die Jahrhunderte durchzogen hat, dass es sich lohnt, die entlegene zentralpeloponnesische Landschaft mit einem -ismus auszustatten?

Wo stehen die philologisch-historische und die archäologische Byzantinistik in besonderem Flor? Denkt da jedermann sofort an die Eheleute Bliss in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und an Herbert Hunger in Wien? Die ersteren haben in Dumbarton Oaks, in Georgetown (Washington), eines der bedeutendsten Forschungsinstitute für die byzantinische Kultur gegründet. Hunger wiederum, den die Katalogisierung von Handschriften auf das abseitige Gebiet hingewiesen hatte, errichtete ein eigens hierauf spezialisiertes Dokumentationszentrum.

Welche Bewandnis hat es mit dem Ober- und Untereigentum des Mittelalters, was soll man von diesen Termini halten, die so klingen, als sollten Herrschaftsrechte an Sachen auf Stockwerke verteilt werden? Tatsache ist, dass man mit Ober- und Untereigentum, mit dem *dominium directum* und dem *dominium utile*, das Lehensrecht auf Begriffe zu bringen versucht hat. Und so sehr die Lehre vom geteilten Eigentum dem Ausschließlichkeitsdogma des römischen Rechts widersprach, so elegant wussten die mittelalterlichen Juristen, die Glossatoren, auch sie aus der Überlieferung, dem Corpus Iuris Justinians, abzuleiten.

Seit wann verfügt das kleine, jetzt wieder auf das einstige Provinzdasein zurückgeworfene Bonn über antike Kunstwerke, und wieviele einschlägige Museen harren dort der Schaulust der Besucher? Es sind deren zwei, das Rheinische Landesmuseum und das in der einstigen Anatomie untergebrachte Akademische Kunstmuseum, und beide verdanken ihre Existenz den Bemühungen Berlins, die rheinische Bevölkerung mit der Tatsache zu versöhnen, dass sie nach den napoleonischen Kriegen preußisch geworden war.

Sie haben längst erraten, dass alle diese Fragen aus *Stichwörtern des neuen Lexikons* abgeleitet sind, des Bandes daraus, der soeben erschienen ist und den zu würdigen wir hier versammelt sind. Die Stichwörter, die ich benutzt habe – Afrika, Archäologischer Park, Bücher-Meyer-Kontroverse, Arkadismus usw. –, mögen noch so verschiedenartige Inhalte bezeichnen, sie scheinen sich gleichwohl allesamt mühelos den Kategorien unterordnen zu lassen, die der Titel des Bandes nennt, der *Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte*. Der Titel ist neu, und auch durch seinen Inhalt kann der heute aus der Taufe zu hebende Band beanspruchen, der erste seiner Art zu sein. Es liegt daher nahe, dass wir uns zunächst mit dem wichtigsten, am wenigsten selbstverständlichen Begriff des Titels befassen, mit dem Ausdruck ‚*Rezeption*‘.

Wer in den fünfziger oder sechziger Jahren unseres Jahrhunderts, und vielleicht sogar noch in jüngerer Zeit, ein altertumskundliches Studium betrieben hat, der konnte in der einschlägigen Seminarbibliothek auf eine kleine, meist wenig beachtete Abteilung stoßen: ‚*Nachleben der Antike*‘. Dort pflegten Pionierleistungen untergebracht zu sein, die auch heute noch unentbehrlich sind, etwa Georg Voigts ‚*Wiederbelebung des classischen Altertums*‘ oder Karl Borinskis ‚*Antike in Poetik und Kunsttheorie*‘, vielleicht auch ‚*Cicero im Wandel der Jahrhunderte*‘ von Tadeusz Zielinski oder ‚*Vergil, Vater des Abendlandes*‘ von Theodor Haecker. Gleichwohl: schon die Bezeichnung – ‚*Nachleben*‘ oder auch ‚*Fortleben*‘ – lässt darauf schließen, dass man nur die antiken Ursprünge für wirklich lebendig hielt und dass man allem Späteren als bloßem Abglanz oder Widerschein eine mindere Seinsqualität beimaß. Und anders als die Autoren der genannten Pionierleistungen pflegte man auch in der Sache mit jenem ‚*Nachleben*‘ so umzugehen, als handele es sich um nichts als ‚*Nachleben*‘: Humanistische Voreingenommenheit und klassizistisches Regeldenken stempelten die Wirkungen oder Folgen antiker Gegebenheiten als richtig oder falsch ab und gefielen sich darin, apodiktisch zu unterscheiden, ob dieses oder jenes Stück Altertum im Laufe der Zeiten verstan-

den oder missverstanden worden sei. Die Periode der ‚*Nachleben*‘-Studien gehört der Vergangenheit an; man pflegt jetzt alles Anknüpfen an Antikes nicht mehr als Abglanz oder Widerschein, sondern als selbständige, von je eigenen Antrieben des Anknüpfenden geleitete Umprägung zu deuten, und man würdigt nicht nur den die Jahrhunderte durchziehenden Zettel der Antike-Tradition, sondern auch den von Jahrhundert zu Jahrhundert die Farbe wechselnden Einschlag der modifizierenden Übernahme als ernst zu nehmende Größe. Diese Änderung der Betrachtungsweise ist schlechtweg dadurch bedingt, dass wir Heutige nicht nur die Gegenstände ferner Vergangenheiten als historische und somit relative Größen zu betrachten versuchen (das ist seit den Tagen Friedrich August Wolfs schon immer geschehen), sondern auch unsere eigene Epoche, unseren eigenen Standpunkt: Wir radikalisieren den Historismus, indem wir dessen Leitgedanken, dass alles sich im ständigen Fluss der Entwicklung befinde, auf uns selbst anwenden und uns somit nicht mehr im Besitz unverrückbar richtiger Maßstäbe wähnen.

Die neue Betrachtungsweise erhielt, wie es sich gehört, einen neuen Namen, und an die Stelle der ‚*Nachleben*‘-Studien trat die Erforschung der *Wirkungs- oder Rezeptionsgeschichte*. Der Begriff ‚*Rezeption*‘ ist erst seit den siebziger Jahren Gemeingut aller geisteswissenschaftlichen Fächer. Man schlage in der siebzehnten Auflage des ‚*Großen Brockhaus*‘ nach: Erst der Supplement-Band des Jahres 1976 sucht den Benutzer einschlägig zu belehren. Dasselbe gilt für Gero von Wilperts ‚*Sachwörterbuch der Literatur*‘: Dort erscheint das neue Stichwort nicht vor der sechsten Auflage, vom Jahre 1979.

Von *Rezeption* spricht man auch in der Psychologie und Sinnesphysiologie. Dort meint man mit ‚*Rezeptivität*‘ – wie es der Herkunft vom lateinischen *recipere*, ‚*entgegennehmen*‘, ‚*aufnehmen*‘, entspricht – das Aufnehmen von Reizen und Eindrücken sowie die Fähigkeit, Reize aufzunehmen; als Gegenbegriffe dienen die Kategorien ‚*Produktivität*‘ (die Fähigkeit des Hervorbringens) und ‚*Spontaneität*‘ (die Fähigkeit psychischer Kräfte, aus eigenem Antrieb tätig zu werden). Dem Ausdruck haftet somit in der Psy-

chologie ein Moment des Passiven an. Den Geisteswissenschaften wäre mit dieser Verwendungsweise schlecht gedient: Sie vertriebe den Teufel ‚Nachleben‘ mit dem Beelzebub bloßer Hinnahme. In den Geisteswissenschaften kommt es vielmehr darauf an, dass sich der Aufnehmende, der Rezipierende bei der Aufnahme eines beliebigen Elements aus irgendeiner kulturellen Hinterlassenschaft aktiv beteiligt, indem er das Aufzunehmende seinen eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen anpasst: durch Hinzufügen, Weglassen oder Ändern, in der Literatur nicht selten durch allegorisches oder sonstiges Umdeuten. Die Vervollständigung eines geflügelten Wortes zeigt, dass schon die Antike einen Begriff von diesem alle Tradition bestimmenden Vorgang gehabt hat. Die bekannte Sentenz *Habent sua fata libelli*, „Es haben ihr Schicksal die Bücher“ stammt von Terentianus Maurus, einem Autor des späten 2. Jahrhunderts n. Chr., der einige Lehrgedichte über Gegenstände der Grammatik hinterlassen hat. Dieser Vers, ein Hexameter, lautet unverstümmelt: *Pro captu lectoris habent sua fata libelli* – „Wie der Leser sie aufnimmt, haben die Bücher ihr Schicksal“. Hier enthält *captus* als Stellvertreter von *recipere* ein subjektives Element, das auf den bedingenden, Änderungen verursachenden Horizont des Rezipienten verweist.

Der heutige geisteswissenschaftliche Rezeptionsbegriff scheint aus der juristischen Romanistik, der Kunde vom römischen Recht, hervorgegangen zu sein. Dort ist der Ausdruck seit Jahrzehnten gängige Münze. Er bezeichnet das Phänomen der Auf- und Übernahme als einen Vorgang, der in die Substanz des Aufgenommenen eingreift – es sei an das Beispiel des römischen Eigentumsbegriffs erinnert, der unter den Händen der Glossatoren zum lehnsrechtlichen Ober- und Untereigentum wurde. Der Rahmen hierfür war die Übernahme oder Rezeption des gesamten Corpus Iuris Justinians durch die kontinentaleuropäischen Völker.

Dieses Werk hatte nur noch als Buch, als Dokument einer vergangenen Epoche existiert, als jene dreiteilige Anthologie aus einer vielfältigen Rechtsüberlieferung, die in den Jahren um 530 auf Befehl Kaiser Justinians angefertigt worden war. Im hohen Mittelalter, als man nur noch die

alten germanischen Stammesrechte, also ein vorwissenschaftliches, fester Begrifflichkeit ermangelndes Brauchtum kannte und anwandte, begannen Gelehrte, zunächst in Bologna, dann auch an anderen Universitäten, die im Corpus Iuris bewahrte Rechtsmasse mit den Methoden der Scholastik zu erläutern. Hieraus ging die europäische Rechtswissenschaft mit ihren rationalen Methoden der Rechtsauslegung und -anwendung hervor, sowie ein wissenschaftlich geschulter Juristenstand, der überall in den Staaten und Städten großen Einfluss gewann. Eine ältere, der Romantik verpflichtete Forschungsrichtung hat diese Entwicklung dahingehend missdeutet, dass mit ihr Eigenes verlorengegangen und Fremdes an dessen Stelle getreten sei – man beschrieb die Rezeption des römischen Rechts als ‚Überfremdung‘, als einen Prozess, bei dem sich die übernehmenden Völker, zumal die Deutschen, gänzlich passiv verhalten hätten. Der Rechtshistoriker Franz Wieacker sah sich noch im Jahre 1952 veranlasst, gegen diese Auffassung anzugehen; „als ob überhaupt“, schrieb er in seiner ‚Privatrechtsgeschichte der Neuzeit‘, Seite 64, „von einem lebenden Volk Recht übernommen werden könnte, ohne völlig angeeignet und dadurch verwandelt zu werden“.

In den philologischen Disziplinen kann man mit Rezeption sämtliche Vermittlungsbedingungen von Literaturwerken, also all das bezeichnen, was die Literatursoziologie zu untersuchen pflegt: Welche Literatur wird unter welchen Voraussetzungen von welchen Gruppen und Schichten gelesen usw. Wichtiger sind jedoch zwei genauer umschriebene Bereiche rezeptionsorientierter Literaturbetrachtung: die Rezeptionsästhetik und die Rezeptionsgeschichte. Literaturwerke üben ja nicht nur von ungefähr Wirkungen aus; sie sind vielmehr von vornherein auf bestimmte Wirkungen hin angelegt. Hieraus ergeben sich die genannten beiden Grundrichtungen rezeptionstheoretischen Betrachtens. Man kann einerseits analysieren, welche Wirkung das Werk nach der Absicht des Autors hat erzielen sollen. Hierher gehört die bekannte Lehre vom impliziten Leser, von der in das Werk hineinkomponierten Leserrolle. Man kann andererseits zu ermitteln suchen, welche Wirkungen ein gegebene

nes Literaturwerk tatsächlich erzielt hat: sowohl bei denen, für die es ursprünglich bestimmt war, als auch bei allen Späteren. Dieser faktischen Wirkung gilt die *rezeptionsgeschichtliche Betrachtungsweise*; wer sich auf sie einlässt, benötigt außer dem Werk selbst Materialien, die die Reaktionen der Aufnehmenden dokumentieren. Die Rezeptionsästhetik, die Ermittlung des Verhaltens, das der Autor dem Leser zugedacht hat, untersucht das Werk im Blick auf das Publikum; die Rezeptionsgeschichte untersucht das Publikum im Blick auf das Werk.

Bei der rezeptionsgeschichtlichen Betrachtungsweise muss man, wie schon angedeutet, die Rezeption der Zeitgenossen von der irgendwelcher späterer Rezipienten unterscheiden. Die Rezeption der Zeitgenossen pflegt nur für Werke vom 18. Jahrhundert an hinlänglich dokumentiert zu sein; nur bei ihnen lässt sich auf differenzierte Weise dartun, wie sie sich in ihrem ursprünglichen Horizont ausgenommen haben. Aus älteren Epochen ist über die Reaktionen der primären Rezipienten nur gelegentlich diese oder jene Einzelheit bekannt. Wenn z. B. Sueton meldet, der Schulmeister Caecilius Epirota habe schon zu Vergils Lebzeiten dessen Werke erklärt, dann kann man daraus schließen, dass Vergil von Anfang an ein erfolgreicher Autor war. Im allgemeinen aber reichen die meist spärlichen und isolierten Hinweise für eine überzeugende Rekonstruktion des primären Horizonts nicht aus. Andererseits sind die Literaturwerke aus älteren Zeiten, insbesondere die der Griechen und Römer, durch viele Hände gegangen, ehe sie uns erreichten. Sie haben eine lange Rezeptionsgeschichte hinter sich, und so kann man denn die wechsellvollen Wirkungen nachzeichnen, die diese Werke in späteren Zeiten erzielt haben – sei es bei den verschiedenen Gruppen von Lesern und Benutzern, sei es bei anderen Autoren, die das betreffende Werk nachzuahmen, abzuwandeln oder zu überbieten suchten.

Soviel zum Begriff der Rezeption. Die Rechtshistoriker hatten ihn einfach ihren Quellen entnommen: In den Digesten verlautet oft, dass etwas – ein Gesetz, ein Rechtsgrundsatz, ein Rechtsgeschäft – *receptum*, in Aufnahme gekommen, anerkannt sei: Die Gesetze sind durch Volks-

abstimmung, *iudicio populi*, anerkannt, die *patria potestas* durch Brauch, *moribus*, usw. In der Literaturwissenschaft wurde der Ausdruck zu Beginn der sechziger Jahre heimisch; die Bände der Reihe „Poetik und Hermeneutik“ belegen, dass deren Autoren ihn vom Jahre 1964, von ihrem zweiten Kolloquium an im Munde führten.

Was nun den „Neuen Pauly“ angeht, so findet Rezeptionsgeschichte durchaus nicht nur in dem hiernach betitelten, soeben erschienenen Bande statt; wie jeder Benutzer weiß, enthalten auch die bisher publizierten Teile der Hauptreihe allerlei Rezeptionsgeschichtliches. Dort enden die Artikel über literarische Größen regelmäßig mit einem Ausblick auf deren Wirkung (nur beim alten Cato, dem Begründer der lateinischen Prosa, habe ich dergleichen vermisst), und auch bei den historisch bedeutenden Persönlichkeiten ist dies oft der Fall (z. B. bei Caesar – nicht hingegen bei Catilina, dem von den Dramatikern des Barock, bis hin zu Voltaires „Rome sauvée“ viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde). Eigenartigerweise hat man sich im allgemeinen nicht dazu verstanden, bei den Figuren des Kults und des Mythos ebenso zu verfahren; der Gott Dionysos zählt in dieser Hinsicht zu den wenigen Ausnahmen. Da die rezeptionsgeschichtliche Abteilung des Lexikons von Artikeln über Personen gänzlich absieht, klaffen infolgedessen Lücken im Gesamtwerk: Wer etwas über Daidalos oder Elektra als Figuren der europäischen Dichtung oder Kunst erfahren will, muss nach wie vor zu einem mythologischen Speziallexikon oder zu Elisabeth Frenzels „Stoffen der Weltliteratur“ greifen.

Doch nun zu dem rezeptionsgeschichtlichen Bande A – Fo, dem ersten Teil einer auf drei Teile berechneten Reihe. Sein Titel enthält, indem er als zweites Gebiet die Wissenschaftsgeschichte namhaft macht, genau besehen eine Redundanz. Denn auch die wissenschaftliche Befassung mit der Hinterlassenschaft der Antike ist nichts anderes als Rezeption. Gleichwohl hat der Herausgeber recht daran getan, die Dimension der Wissenschaftsgeschichte explizit zu nennen: Der auf festen, meist staatlichen Institutionen beruhende Forschungs- und Lehrbetrieb ist ganz und gar auf die Rekonstruktion und Vermittlung dessen gerichtet, was einmal war; bei aller übrigen

Rezeption hingegen dient das antike Substrat neuen, durch die jeweiligen Umstände bedingten Zwecken.

Die Stichwörter des rezeptionsgeschichtlichen Bandes bestehen, da die bunte Vielfalt der Personennamen entfällt, aus Begriffen und geographischen Bezeichnungen. Deren sind indes in dem ganzen Band nicht mehr als etwa einhundertfünfzig an der Zahl, und hiervon wiederum nehmen 35, deren Länge sich auf zehn Spalten und darüber beläuft, knapp zwei Drittel des verfügbaren Raumes von etwa 1160 Spalten ein. Man sieht sich also einem alphabetisch geordneten Bündel von Kurzmonographien gegenüber, das man kaum noch als Lexikon im üblichen Sinne des Worts bezeichnen mag.

Dieser Befund scheint befremdlich; zu seiner Erklärung sei ein kurzer Blick auf die Geschichte der *Lexikographie* oder besser der *Enzyklopädie* geworfen (die beiden Ausdrücke werden oft – nicht ganz zu Recht – *promiscue* gebraucht). Der Gedanke, dass es sowohl Köpfe als auch Bücher geben müsse, die alles wichtige Wissen ihrer Zeit enthielten, entstammt der Antike. Dem Hellenismus war das Ideal der *enkyklios paideia* geläufig, einer Form der Allgemeinbildung, deren Bezeichnung von den Römern als *orbis doctrinarum*, als „Kreis von Wissenschaften“ gedeutet wurde. Literaturwerke, in denen sich diese Konzeption niederschlug, sind erst aus spätantiker Zeit überliefert, insbesondere in Gestalt einer Schrift von Martianus Capella (5. Jahrhundert n. Chr.), die wegen ihrer allegorisch-mythologischen Einkleidung den Titel „*De nuptiis Philologiae et Mercurii*“ – „Philologias Vermählung mit Merkur“ trägt. Dort werden in systematischer Form die *Artes liberales* abgehandelt: zunächst das sprachliche *Trivium*, bestehend aus Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und sodann das mathematische *Quadrivium*, d. h. die vier Fächer Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musiktheorie. Etwa zwei Jahrhunderte später erschienen die „*Etymologiae*“ Isidors von Sevilla, die umfassendste Summe alles Wissens aus der Spätantike. Dort folgen auf die sieben *Artes* einige weitere Disziplinen, darunter die Theologie, sowie eine systematisch geordnete Darstellung sämtlicher Realien; diese behandelt sowohl

die Gegenstände der beschreibenden Naturkunde als auch die gesamte menschliche Zivilisation.

Wie ersichtlich, hat sich der enzyklopädische Gedanke während der Antike in Werken konkretisiert, die aus einer Folge von jeweils nach einem System arrangierten Sachgebieten bestanden. Lexika im eigentlichen Sinne, Nachschlagewerke also, die ihr Material in alphabetisch geordneten Stichwörtern darboten, waren auch in Gebrauch, jedoch weniger verbreitet. Die umfanglichste erhaltene Unternehmung dieser Art ist ein byzantinisches Lexikon, entstanden um das Jahr 1000 und überliefert unter dem rätselhaften Titel „*Suda*“.

In den mittelalterlichen Enzyklopädien behielt das System die Vorherrschaft; dasselbe gilt für die ersten Jahrhunderte der Neuzeit. Erst mit der Aufklärung begann sich die alphabetische Ordnung auszubreiten. Ein weit herausragender Markstein in der Geschichte der Lexikographie ist die berühmte „*Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*“ die – in 35 Bänden – 1751 bis 1780 in Paris, Neuchâtel und Amsterdam erschien. Ein wesentliches Merkmal sowohl dieses Werkes als auch der übrigen Lexika jener Zeit bestand darin, dass die einzelnen Stichwörter jeweils größere Sachgebiete behandelten. Die Gepflogenheit, auch mit kleinen und kleinsten Artikeln aufzuwarten, ist erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Friedrich August Brockhaus, dem bekannten Verlagsgründer, eingeführt worden.

Dass ein Lexikon auf Lemmata geringen Umfangs verzichtet, dass es statt dessen eine Sequenz von Kurzmonographien bringt, ist also nichts Neues: Man gewährt dem systematischen Prinzip von einst in verkleinertem Maßstab wieder Einlass, indem man eine Kette von Subsystemen vorführt, die ihrerseits der alphabetischen Ordnung gehorcht. Noch heutzutage hat z. B. die „*Encyclopaedia Britannica*“ ein derartiges Aussehen.

Vor allem aber ist das im Falle des rezeptionsgeschichtlichen Teiles des „Neuen Pauly“ gewählte Verfahren dortselbst durch die Sache gerechtfertigt: Jegliche Übersicht über große, oft verwickelte Zusammenhänge fordert vom Verfasser

Einlässlichkeit und vom Benutzer Geduld – dieser muss sich darauf einstellen, dass das Werk weniger zu eiligem Nachschlagen taugt als zu eingehender Lektüre. Dafür aber, dass die Suche nach einem geeigneten Stichwort nicht enttäuscht wird, ist durch eine vorangestellte alphabetische Liste derselben gesorgt, und vielleicht schlüsselt der Herausgeber die Inhalte am Ende des dritten Bandes noch durch ein detailliertes Sachregister auf – etwa nach dem Muster der „Theologischen Grundbegriffe“ von Heinrich Fries, einem zweibändigen Werk, das lediglich aus großen Artikeln besteht, wo man aber durch ein umfangreiches Verzeichnis von Begriffen an die Einzelheiten herangeführt wird.

Was den Inhalt betrifft, so verwendet der neue Band den Begriff *R e z e p t i o n* als umfassende Formel für alles, was Europa, ja der Globus von der Antike empfangen hat und noch stets empfängt. Vielleicht sollen die Bereiche der Alltagskultur wie Kleidung, Hausgerät und Handwerk weniger berücksichtigt werden (hier lässt der erste Band allein noch keine zuverlässigen Schlüsse zu); im übrigen aber scheint – nach Orten, Zeiten und Gegenständen – Vollständigkeit angestrebt zu sein, weit über die üblichen Domänen der Rezeptionsgeschichte, über die Literatur, die Philosophie, die Kunst und das Recht, hinaus. Dass man sich hierbei auf das Wesentliche beschränken muss, bedarf kaum der Erwähnung – nicht jede Akademie in Mittelamerika, nicht jeder klassizistische Impetus im Hausbaustil Australiens kann erwähnt werden.

Das *V o r w o r t* teilt die Stichwörter in sechs Kategorien ein: in die Sachgebiete der Rezeption (wie Literatur, Bildung, Philosophie usw.), in Länder und Kulturräume, in kulturelle Richtungen und Epochen, in wissenschaftliche Disziplinen, in Forschungs- und Bildungsinstitutionen sowie in bedeutende archäologische Ausgrabungsstätten.

Wenn man nun versucht, die Ausführung dieses Programms zu beurteilen, dann tut man gewiss gut daran, einen Hinweis des Herausgebers zu beherzigen: Mit der Spezialität Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte wird lexikographisches Neuland betreten. Demgemäß wollen die hier gelegentlich eingeflochtenen Hinweise auf forma-

le Unstimmigkeiten nicht allzu schwer genommen werden: Sie stehen in keinem Verhältnis zu dem, was dort inhaltlich geleistet worden ist.

Die Wirkung lässt sich naturgemäß nicht gänzlich von der Sache trennen, die jeweils gewirkt hat – so erklärt sich leicht, dass bisweilen die Interdependenz zwischen dem Hauptteil des „Neuen Pauly“ und dem rezeptionsgeschichtlichen Supplement prekär ist: Der rezeptionsgeschichtliche Artikel bringt gelegentlich zu viel oder zu wenig für einen glatten Anschluss an das Pendant im Hauptteil. Im Falle der ‚Apotheose‘ fehlt ein solches Pendant gänzlich; folglich ermangelt die Ausführungen des Rezeptionsbandes der antiken Basis. *Sub verbo* ‚Botanik‘ begnügt sich der Hauptteil mit dem Verweis „s(iehe) Pflanzenkunde“; das rezeptionsgeschichtliche Analogon hingegen befasst sich größtenteils mit dem antiken Substrat, insbesondere den einschlägigen Werken Theophrasts. Der ‚Aphorismos‘ des Hauptteils enthält bereits zur Hälfte Wirkungsgeschichte; die ‚Argumentationslehre‘ im Rezeptionsband führt zunächst auf über vier Spalten die antiken Grundlagen vor. Mitunter scheint problematisch, ob der Einfluss der Antike tatsächlich so mächtig war, wie der rezeptionsgeschichtliche Artikel wahrhaben möchte – etwa bei ubiquitären Erscheinungen wie der Autobiographie oder dem Brief.

Eine ziemlich häufige Praxis besteht darin, dass eine unnötig hohe Systemstufe bevorzugt wird: Man hätte als besonderen Artikel bringen können, was jetzt in den Bereich eines umfassenderen Stichworts inkorporiert ist. Über die Agrimensoren, die römische Zunft der Feldmesser, soll erst das Lemma ‚Metrologie‘ Auskunft geben; über Akustik, Alchemie und manches andere wird der Benutzer erst im Dachartikel ‚Naturwissenschaften‘ belehrt werden, und für die Dialektik hole man sich Rat im Stichwort ‚Philosophie‘. Warum wird die Diatribe der ‚Satire‘ zugewiesen und der Dithyrambus der ‚Lyrik‘? Und die wenig gebräuchliche Kategorie ‚Adaptationen‘ umfasst so verschiedene Dinge wie Antike-Romane, Kompilationen, Übersetzungen und Travestien.

Was die geographischen Artikel angeht, so hätten sich heutige Länder wie Albanien, Estland oder Finnland ebensogut im Rahmen größerer Re-

gionen wie Balkan, Baltikum oder Skandinavien abhandeln lassen; mit dem Artikel ‚Arabisch-islamisches Kulturgebiet‘ ist dies in beispielhafter Weise geschehen. Dagegen, dass auch alte Staatsgrenzen manchmal Zusammengehöriges trennen, ist schwerlich immer Abhilfe möglich: Dänemark war unbedingt mit einem eigenen Artikel zu bedenken, obwohl die dortige altertumswissenschaftliche Blüte zumal des 19. Jahrhunderts eng mit der gleichzeitigen deutschen zusammenhing.

Der Artikel ‚Deutschland‘, mit siebzig Spalten der längste des Bandes, sowie der zusätzliche Artikel ‚Bayern‘ mit siebzehn Spalten vermitteln dem Leser einen vorzüglichen Überblick über wesentliche Teile der Bildungs- und Geistesgeschichte Mitteleuropas, und wenn man noch das Stichwort ‚DDR‘ (siebzehn Spalten) hinzunimmt, dann empfängt man auch einen nachhaltigen Eindruck von den Wunden, die die ideologischen Irrwege des 20. Jahrhunderts der einstigen Hochburg der Altertumswissenschaften beigebracht haben. Der imposante Überblick scheint allerdings einen Aspekt, die Rezeption der Rezeption, d. h. die Strahlkraft der Antikeverehrung der Goethezeit, hintangestellt zu haben: Er verrät nichts über die enormen bildungspolitischen Auswirkungen des Neuhumanismus zumal in ganz Osteuropa.

Die Rubrik kulturelle Richtungen und Epochen ist einstweilen nur durch wenige Artikel repräsentiert. Beim ‚Alexandrinismus‘ stellen sich Fragen: Dieses Stichwort enthält in Wahrheit zwei – die eine Verwendungsweise, die philosophische, leitet sich von dem Aristoteles-Kommentator Alexander von Aphrodisias ab, die andere, die literarische (die nicht erst durch Nietzsche bekannt wurde), von der Stadt Alexandria. Der Artikel ‚Aufklärung‘ ist ein Kabinetstück; die Beschränkung auf das für die Antike-Rezeption Wesentliche gelang dort erheblich besser als in dem gelegentlich ausufernden Artikel ‚Barock‘. Eine besondere Erwähnung verdient das Lemma ‚Epochenbegriffe‘; dort wird die in allen drei altertumswissenschaftlichen Hauptdisziplinen in Gang befindliche Diskussion auf souveräne Weise zusammengefasst.

Antike-Rezeption findet am handgreiflichsten durch Ausgrabungen und sonstige Funde statt,

und so dokumentiert der Band die Freilegung bedeutender Ruinenfelder ebenso wie die Bestände der wichtigsten archäologischen Museen. Der reich bebilderte Artikel ‚Athen‘ ist mit 54 Spalten der Spitzenreiter, gefolgt von Byzanz mit 31. Man fragt sich, ob Aizanoi (Aezani) in der Türkei so wichtig ist, dass ihm mit acht Spalten mehr Raum zugebilligt wurde als dem berühmten Kultmittelpunkt Delphi – vielleicht hat sich der Eifer des hierfür zuständigen Bearbeiters nicht bremsen lassen. Zu den Orten, die man vermisst, zählen Agrigent, Didyma und Epidauron. Die Reihe der einlässlich beschriebenen Museen beginnt mit dem Allard Pierson Museum in Amsterdam und führt über Bagdad, Basel und Berlin weiter bis zu den Kunstsammlungen in Dresden. Museen, die kein eigenes Stichwort erhielten, sind den Länder-Artikeln zugeordnet.

Zum Schluss noch ein Wort über die altertumskundlichen Disziplinen und Institutionen. Sie gehören zum Besten des Bandes. Nicht leicht begegnet man an anderer Stelle derart gründlichen Zusammenstellungen und Übersichten; die einschlägigen Artikel behandeln mit großer Sachkunde Gegenstände, die sich im Alltag der Forscher- und Lehrtätigkeit als nicht deutlich wahrgenommene Voraussetzungen mit einer Randposition begnügen müssen. Unter den Disziplinen und deren Besonderheiten könnten Stichwörter wie ‚Altorientalische Philologie und Geschichte‘ oder ‚Archäologische Methoden‘ besonders geeignet sein, Neugier zu wecken. Bei den Institutionen seien die Lemmata ‚Altsprachlicher Unterricht‘ oder ‚Bibliothek‘ zustimmend hervorgehoben – während man sich bei der mit sechzehn Spalten bedachten ‚Akademie‘ fragt, was daran – außer dem Namen – auf die Antike zurückweist.

Mit dieser durch wenige Beispiele illustrierten Übersicht ist noch lange nicht alles genannt, was genannt zu werden verdiente. Der Band unternimmt neben anderem das Wagnis, das Altertum bis an die Gegenwart heranzuführen: mit Stichwörtern wie ‚Faschismus‘ und ‚Demokratie‘, wie ‚Comics‘ und ‚Film‘.

Wir können uns des erschienenen Teils der Rezeptionsgeschichte freuen und mit guter Zuversicht der beiden, die noch ausstehen, harren –

vielleicht gilt für sie schon nicht mehr in demselben Maße wie für den ersten, dass dort lexikographisches Neuland betreten wird. Jedenfalls

wünschen wir den Herausgebern und Autoren einen gedeihlichen Fortgang ihrer Arbeit.

MANFRED FUHRMANN, Konstanz

Die geistigen Grundlagen der zukünftigen europäischen Wertegemeinschaft

Bericht über ein internationales Kooperationsseminar der Association Internationale des Professeurs de Philosophie (AIPPh) und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Bildungswerk Münster

Anfang dieses Jahres veranstaltete die Association Internationale des Professeurs de Philosophie (AIPPh) in Kooperation mit dem Bildungswerk Münster der Konrad-Adenauer-Stiftung in Minden/Westfalen ein internationales Seminar, in dem es um die Frage nach den Kriterien einer künftigen europäischen Identität und einer europäischen Werteordnung ging. Anlass zu diesem Seminar war die Frage, was europäische Dozenten und Lehrer der Philosophie aus ihrer Sicht tun können, um der europäischen Jugend Richtungen und Wege zu zeigen, die auch in Zukunft das Leben in einer menschenwürdigen Gesellschaft ermöglichen.

Gegenwärtig – an der Schwelle des 21. Jahrhunderts bzw. des dritten Jahrtausends – stehen wir im Aufbruch in eine neue Zeit, die einen sich schon seit langem anbahnenden elementaren Wandel des gesellschaftlichen Lebens mit sich bringt. Die Herausforderungen durch technologischen Wandel, durch wissenschaftliche Entwicklungen, die in ihrer Anwendung z. T. gewohnte Wege verlassen und traditionelle Werte in Frage stellen, durch politische und gesellschaftliche Umwälzungen und zunehmende Globalisierung nicht nur in der Wirtschaft, sondern in vielen Lebensbereichen haben längst die Zukunft bewusster in das Leben der Menschen treten lassen. Unsicherheit, Pessimismus, Desorientierung sind vielfach die Folgen.

Wie können die Menschen diesen Folgen begegnen, wie können sie in Zukunft ihr Leben ordnen? Denn nur ein geordnetes Leben gibt auf Dauer Sicherheit und inneren Frieden. Zukunft kann nicht ohne Bindung gedacht werden, sie hat ihre Basis in der Gegenwart, und diese ist das Ergebnis der Vergangenheit.

Wenn wir versuchen, Leitlinien für eine gemeinsame europäische Zukunft zu erarbeiten, müssen wir in ihnen das kontinuierlich Beständige aufzeigen. Ein solches Ziel macht eine Neuorientierung unserer traditionellen Wertvorstellungen notwendig. Praktisch bedeutet dies, dass wir ihre Wurzeln und ihre Entwicklung in der griechischen Antike und im römisch-christlichen Abendland aufsuchen und die geistigen Kräfte und fundamentalen Werte erkennen, die im Laufe der Geschichte das gegenwärtige Europa geprägt haben. Kontinuität können wir schaffen, indem wir die Leitlinien für unsere Zukunft an überzeitlichen Werten wie Rationalität, Freiheit und Verantwortung, Menschenwürde und Menschenrechten, orientieren.

Das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer solchen Orientierung zu entwickeln ist vornehmlich eine philosophische Aufgabe. Die Philosophie ist von ihrem Selbstverständnis her, sich mit den Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Erkennens und Wissens zu befassen, besonders gut geeignet, den Menschen verbindliche ethische Maßstäbe für ein verantwortungsbewusstes Handeln zu geben. Allerdings gibt die Philosophie bzw. die philosophische Ethik keine konkreten Anleitungen oder gar Rezepte, aber sie kann dem Menschen ein Bewusstsein für die notwendigen Voraussetzungen für ein maßvolles, vernünftiges Leben entwickeln. Die Philosophie kann dem Menschen keine Entscheidungen abnehmen, aber sie kann ihn zu einer wohlverstandenen Aufklärung im Sinne Kants befähigen, „selbst zu denken“ und „sich im Denken zu orientieren“.

Dieser gedanklichen Konzeption folgten die Vorträge, Arbeitskreise und eine Podiumsdiskussion.

Das Einführungsreferat „Die geistigen Wurzeln der europäischen Wertegemeinschaft in Antike und römisch-christlichem Abendland – angedeutet an Beispielen von Rationalität und Menschenrechten“ hielt Prof. Dr. **Friedrich Maier**, Humboldt-Universität zu Berlin, Vorsitzender des DAV. Als die großen Errungenschaften, die Europa in die Lage versetzten, die Welt zu verändern, hob Friedrich Maier einerseits die Rationalität mit den ihr zugeordneten Werten Freiheit und Verantwortung und andererseits die Menschenrechte mit den ihnen zugeordneten Werten Menschenwürde und Toleranz hervor, die sich gleichzeitig als die tragenden Werte unserer heutigen Kultur bestimmen.

Der Referent markierte begrifflich prägnant wesentliche Stationen auf dem Weg der Entdeckung und der Entwicklung der Rationalität in der griechischen (Natur)-philosophie bzw. -wissenschaft von der ‚ἀρχή‘ des Thales, einem noch sinnlich bestimmbar Prinzip, über das ‚τὸ ἄπειρον‘ des Anaximander, ein spekulatives, von konkreter Anschaulichkeit unabhängiges Prinzip, die Zahl des Pythagoras als der dem Sein zugrundeliegenden Ordnung, über die Entität des Parmenides, einer stabilen Größe gegenüber der verwirrenden Vielfalt der Erscheinungen, bis hin zu Heraklits Logos oder Weltvernunft, dem ordnenden Prinzip, das die unter Spannung stehende Harmonie in der Welt (Natur) hervorbringt.

Die „Entdeckung des Geistes“, so zeigte Fr. Maier anschaulich am Beispiel von Anaximanders ‚τὸ ἄπειρον‘, verdankt sich dem Sprung vom Konkreten in die Abstraktion, einem Phänomen, das als das schlechthin Gegebene seiner Art („Ding an sich“) bestimmt werden konnte. Dieses für die griechische Sprache typische Merkmal, die Möglichkeit zur Abstraktion durch die Neutrubildung von substantivierten Adjektiven wurde die Basis einer für Griechenland und für Europa charakteristischen Wissenschaftshaltung, wie Friedrich Maier weiter ausführte.

Die zum ‚τὸ ἄπειρον‘ des Anaximander analoge „Erfindung neuer Götter“ des Sokrates, nämlich die Bildung des Abstraktums ‚τὸ δαμόνιον‘ (das Göttliche) war jedoch für Sokrates, so betonte Maier, nicht mehr nur ein wissenschaftlich neutrales Hilfsmittel, eine Methode, sondern

wurde zur moralischen Instanz, zu einem Kriterium des „Gewissens“ („die innere Stimme“). Ihm kam es auf die Selbsterkenntnis des Menschen, auf die ‚gewissenhafte‘ Begründung und Verantwortung seines Handelns an. Daher richtete sich Sokrates’ Widerstand gegen den aufkommenden Freigeist und gegen die Sophistik, auch gegen die Naturphilosophie, deren Totalanspruch von Wahrheit und Wissenschaft er strikt ablehnte. Mit Recht spricht man von der sokratischen Wende, einer Wende von der Natur zum Menschen. Die bleibende Leistung des Sokrates, so fasste Maier zusammen, ist die Tatsache, dass er wissenschaftliches Streben und ethische Orientierung eng zusammengebracht und der Philosophie eine neue Dimension gegeben hat.

Aufschlussreich erschien der Hinweis Friedrich Maiers, dass bereits vor Sokrates Stimmen des Unmuts laut wurden, die Widerstand gegen die Rationalität und ihre Vertreter, die Philosophie hervorriefen. Ihre Skepsis richtete sich gegen einen auf bloßer Rationalität beruhenden, Traditionen zerstörenden Fortschritt, was Fr. Maier auch am Beispiel des Euripides („Die Bacchantinnen“), eines extremen Aufklärers, erläuterte.

Offensichtlich hat die griechische Aufklärung selbst infolge ihrer teilweisen Übersteigerung bereits die Ambivalenz des wissenschaftlichen Fortschritts erahnen oder sogar bewusst werden lassen, eine Problematik, deren Ursache im Menschen selbst liegt.

In diesem Zusammenhang erinnerte Maier an Solon, der schon die Einbindung der Freiheit des Individuums in den Rahmen der politischen Gemeinschaft voraussetzt, und an Herodot, der die Freiheit, untrennbar verbunden mit Sophia (*ratio*, Klugheit, oder Fähigkeit zur geistigen Durchdringung der Welt, wie Friedrich Maier diesen Begriff deutete) als die konstitutiven Elemente des griechischen Wesens bestimmt, aber zugleich immer unter „König νόμος“ (Gesetz, Sitte, Brauch) stehend, also einem den Menschen von außen vorgegebenen Ordnungsprinzip.

In dieser Einbindung des Menschen in die politische Gemeinschaft ist bereits der Gedanke der Würde des Menschen enthalten, wenngleich nicht entwickelt. Der Weg zu den Menschenrechten und ihrer Einhaltung war noch ein sehr lan-

ger Weg im Gegensatz zur Entwicklung der Rationalität.

In den folgenden Ausführungen verfolgte Friedrich Maier den weiteren Weg der Rationalität: Bei den Römern fand die griechische theoretische Rationalität ohne praktischen Bezug keinen Anklang, und die christliche Theologie bediente sich ihrer nur zur wissenschaftlichen Fundierung von Glaubenswahrheiten. Durch Kopernikus' „*terra movetur*“ geriet das antichristliche Weltbild ins Wanken. Die Erde wurde zu einem zu erforschenden Objekt. Nunmehr stand das Streben nach Wissen über die Erde im Vordergrund, da es Macht bedeutet.

Francis Bacon (1561-1621) wurde der Bahnbrecher der Herrschaft des naturwissenschaftlichen Denkens. Sein Ziel war es, in die neue Welt des Geistes zu ziehen, Wissen zu vermehren und in scharfe Opposition zur Scholastik zu treten. Gegenüber der griechischen spekulativen Philosophie nahm er aber eine ablehnende Haltung ein, da sie zu keinen praktischen Ergebnissen führt. Für ihn zählte die Naturwissenschaft, denn diese bringe praktisch verwertbares Wissen im Bereich der Natur hervor und diese allein führe zur Herrschaft über die Natur, zur Herrschaft über den Menschen. Es ist Bacon, der die Dichotomie zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften mit ihrer ungünstigen Auswirkung angebahnt hat.

Diese neue Orientierung der Wissenschaft, die sich ausdrücklich gegen die überkommenen Denkrichtungen und Weltbilder wandte, gründete sich dennoch auf die elementaren Prinzipien und Aussagen dieser Tradition, wie Maier weiter ausführte. Die Physiker der Neuzeit bedienten sich der Grundlagen wissenschaftlicher Mathematik, z. B. der Abstraktion der Zahl, um modellhaft das Sein hinter den sichtbaren Erscheinungen zu erfassen und dann empirisch die Richtigkeit zu überprüfen – ein Weg, der zu immer neuen, tieferen Erkenntnissen führte. 1773 konnte Condorcet im Sinne Bacons noch optimistisch prophezeien, die Natur habe der Vervollkommnung der menschlichen Fähigkeiten keine Grenzen gesetzt.

Das Bewusstsein der Ambivalenz des wissenschaftlich-technischen Fortschritts wurde erst ca. zweieinhalbtausend Jahre nach Sokrates wieder

lebendig, das Bewusstsein, dass wissenschaftliche Rationalität untrennbar mit der Erkenntnis ihrer moralischen Bedingtheit verbunden ist. Z. B. hat der Philosoph Hans Jonas in seinem Buch „Prinzip Verantwortung“ bewusst die Unheilsdrohung des „Baconischen Ideals“ und die Katastrophengefahr der naturwissenschaftlichen Forschungsdynamik gebrandmarkt.

Damit wiederholen sich die warnenden Stimmen der Antike vor der Gefahr einer alle Erwartungen übersteigenden Rationalität ebenso wie der Appell an die menschliche Vernunft, die wissenschaftliche Leistungskraft an die Verpflichtung gegenüber der menschlichen Gemeinschaft zu binden.

Der zweite von Friedrich Maier genannte fundamentale Wert der Menschenrechte betrifft ebenso wie der Rationalismus unmittelbar die Existenz des Menschen wie die Rationalität. Die Menschenrechte haben die Achtung der Würde des Menschen zur Grundlage, deren erste Anzeichen, so legte Fr. Maier unter Berufung auf das Buch „Wie universal sind die Menschenrechte?“ von Hans Maier dar, in den Anfängen der europäischen Geschichte zu finden sind. Schon in der griechischen Geschichtsschreibung (bei Thukydides) und der Tragödie (bei Sophokles) gibt es Spuren der Achtung der Menschenwürde. Thukydides diagnostiziert das als Ungerechtigkeit empfundene Willkürrecht, das sich die Athener gegenüber den besiegten Meliern herausnehmen; Sophokles verurteilt den Willkürerlass des Kreon, auf Grund dessen Antigone bestraft wird, weil sie die ungeschriebenen Gesetze der Götter befolgt, indem sie durch die Bestattung ihres Bruders dessen Würde nach seinem Tod achtet. In beiden Beispielen stellt sich die Menschenwürde als bemerkenswerte Größe der politischen Auseinandersetzung, als eine Denkmöglichkeit dar.

In der lateinischen Literatur findet sich bei Augustinus in der Schrift „Über den gerechten Krieg“ die Aussage, dass zur Wahrung der Würde des Menschen ein gerechter Krieg zur Wehr gegen die Ungerechtigkeit der Feinde sogar notwendig sei.

Mit diesem Beispiel führt Maier zu einem Kernproblem der Antike, in dem es um die Men-

schenwürde geht, zu dem Verhältnis von Herren und Sklaven. In der Antike selbst (und zwar in der Sophistik und der Stoa) gab es bereits Gegenstimmen gegen die von Aristoteles in dem Satz: „Es gibt Menschen, die von Natur aus Sklaven sind“ fundamentierte ‚Ungleichheitstheorie‘. Die Grundlegung der Menschenrechte erfolgte also bereits in der sophistischen und stoischen Lehre über das Naturrecht. Es sind aber nur Ansätze, die erst durch die christliche Lehre von der Gleichheit aller Menschen weite Anerkennung finden konnten. Andererseits spaltete die dogmatische Theologie, die sich von der Bibel entfernte und sich antike Denkpositionen zu eigen machte, die Menschheit im Mittelalter auf. Das daraus erwachsende Wertedilemma stellte Friedrich Maier eindrucksvoll an einem Beispiel dar: Der Bildungshumanismus, basierend auf der Tradition, befürwortet die Unterwerfung und Missionierung der Indianer durch die Spanier. Der Gesinnungshumanismus geht aus von der Toleranz und fordert naturgegebenes Recht für die Indianer unter Berufung auf ein göttliches Gesetz.

Zur endgültigen Durchsetzung der Menschenrechte kam es bekanntlich erst im 18. Jahrhundert, als sie im Manifest der Erklärung der Menschenrechte 1789 gesetzlich verankert wurden. Wenn auch die Menschenrechte argumentativ erstritten, politisch erkämpft und gesetzlich verankert wurden, so warnte Maier vor übertriebenem Optimismus, weil es keine dauerhafte Gewähr für die Notwendigkeit eines sie tragenden moralischen Fundaments gebe.

Abschließend führte Friedrich Maier noch einmal den existentiellen Zusammenhang des Wertkomplexes von Menschenrechten und Menschenwürde mit demjenigen von Rationalität, Freiheit und Verantwortung eindrucksvoll an den historischen Beispielen des Kolonialismus und Imperialismus vor Augen. Der von Europäern ausgehende Kolonialismus brachte rational begründetes, Natur und Menschen beherrschendes (imperiales) Denken – analog dem römischen Imperialismus – über die Welt, während der germanische Imperialismus, der instrumentellen Vernunft folgend, die Forderungen des Gespürs für Moral und Menschlichkeit missachtete (nach Finkielkraut).

Dennoch bleiben die Werte des Rationalismus, Freiheit und Verantwortung der Wissenschaft auf der einen Seite und die Menschenrechte verbunden mit der Menschenwürde und Toleranz auf der anderen Seite die großen Errungenschaften Europas für die Menschheit. Diese bilden die Identität Europas. Im Bewusstsein dieser Identität sollten sich die Völker Europas als eine europäische Gemeinschaft begreifen und auf die überkommene europäische Kultur bauen, um sich auch in Zukunft im Wettbewerb mit anderen Kulturen zu behaupten, lautete die Empfehlung Friedrich Maiers.

Den zweiten Vortrag hielt Dr. **Peter Schulz**, Privatdozent an der Universität Lugano und an der Kath. Universität Eichstätt zum Thema: „Die Aufgabe der Philosophie angesichts der europäischen Wertegemeinschaft“. Dr. Schulz ging aus von der Frage, wie die Philosophie Orientierungshilfe geben kann angesichts von Wirtschaftskrisen, Bedrohungen durch Entwicklungen im Wissenschaftsbereich (z. B. im Bereich der Reproduktionsmedizin), die ein solches Ausmaß angenommen haben, dass man sich fragt, ob die Menschheit diese Krisen überhaupt meistert. Die Antwort auf diese Frage baute Dr. Schulz in drei Schritten auf.

Der erste Schritt diente der Klärung des neuzeitlichen Selbstverständnisses der Philosophie. Heutzutage, so stellte Dr. Schulz fest, ist der Philosophie die seit jeher eigene Verbindlichkeit in dem Maße verloren gegangen, wie sie sich aus wichtigen Bereichen des Lebens zurückgezogen hat. Er hielt es für hilfreich, den Kantschen ‚Weltbegriff der Philosophie‘, den Kant gegen den Schulbegriff (der die Philosophie nach Meinung von Schulz vielfach auf die Bedeutung von ‚Denkmalpflege‘ abwertet) klar abgrenzt, zu betrachten. Der Weltbegriff der Philosophie bezieht sich auf das, was jedermann im Weltganzen ‚notwendig interessiert‘. Als Wissenschaft verschafft er die Klarheit darüber, was von all dem, was gewusst werden kann, für den Menschen auch wissenswert ist. In Anlehnung an diese Auffassung Kants sah Schulz eine mögliche Orientierungsleistung der Philosophie für den Menschen angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen, wenn sie sich

dem Bereich zuwendet, in dem klare durch den Weltbegriff vorgezeichnete Aufgaben vorgegeben sind. Die Philosophie darf sich allerdings nicht damit begnügen, Prinzipienwissen auf der Ebene zeitloser Abstraktionen zu formulieren. Es bedarf der Einsicht in die konkreten Strukturen der Welt und der Fähigkeit zu beurteilen, ob alle Erkenntnisse der Bestimmung des Menschen angemessen ist.

Im zweiten Teil beschrieb Schulz die Herausforderungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in der konkreten durch Wissenschaft geprägten Welt. Der wissenschaftlich-technische Fortschritt hat in sich selbst kein Maß, und die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft und technischer Rationalität ist allein noch keine hinreichende Bedingung für einen humanen Wert. Heute ist die Naturforschung mit dem sozialen und politischen Leben unentwirrbar verstrickt, so führt Schulz die Argumentation weiter, deshalb bedarf es eines vernünftigen Maßes, welches die wissenschaftliche Rationalität leitet und orientiert. Der Mensch, der sich selber Daseinsbedingungen geschaffen hat, denen er nicht mehr gewachsen ist, bedarf einer brauchbaren, vernunftgemäßen Orientierung, welche nur die philosophische Ethik geben kann, aber nur unter der Bedingung, dass diese die Lebenswirklichkeit der modernen Gesellschaft, welche Gegenwart und Zukunft auf wissenschaftliche und technische Rationalität setzt, nicht außer Acht lässt. Schulz nannte drei Aspekte dieser modernen Lebenswirklichkeit: a) Der wissenschaftlich-technische Fortschritt vollzieht sich anonym. b) Das Problem der Informationsgesellschaft besteht darin, dass Wissen und Information auseinandertreten. c) Die Gentechnologie kann den Menschen in die Lage versetzen, seine eigene Natur zu verändern. Durch die Möglichkeit von Eingriffen in die genetische Identität des Menschen wird er nicht nur ideologisch, sondern auch biologisch manipulierbar. Das einzelne Individuum läuft Gefahr, seine Identität zu verlieren. Gerade im Blick auf diesen dritten Aspekt forderte Schulz, Fortschritt müsse durch praktische Vernunft beherrscht werden. Allerdings weist er den Ruf nach je einer eigenen Ethik der einzelnen Fachwissenschaften zurück, da es nur eine Ethik der Wissenschaft all-

gemein geben könne, die den Forscher mit der Gesellschaft verbindet. Die Ethik beantwortet die Frage, welchen Fortschritt der Mensch will. Die der Wissenschaft gesetzten Grenzen sind also ethische Grenzen, die dem Menschen einen Entscheidungsspielraum schaffen, um ein gutes, menschenwürdiges Leben zu erreichen.

Im dritten Teil begründete Peter Schulz das Erfordernis der philosophischen Ethik und der praktischen Vernunft als notwendige Voraussetzung für die orientierende Aufgabe der Philosophie. Schulz griff zurück auf die Ethik der Antike, deren Einsichten einen hohen Grad von Plausibilität besäßen, die sich fruchtbar im Blick auf die gegenwärtigen Herausforderungen auswirken könnten. In den Mittelpunkt seiner Argumentation stellte Schulz die bei Platon, stärker noch bei Aristoteles entwickelte Differenzierung der Begriffe *πρᾶξις* und *ποίησις*, die das Verständnis von Ethik erhellt. Im Deutschen entsprechen dieser Unterscheidung tun/handeln/sich verhalten auf der einen Seite und machen/herstellen auf der anderen Seite.

Als wesentliches Merkmal der aristotelischen Ethik hob Schulz die Tatsache hervor, dass menschliches Handeln unter dem Gesichtspunkt des im sittlichen Sinne guten oder schlechten Handelns betrachtet wird. Die Griechen sahen menschliches Handeln teleologisch angelegt, d. h. der Mensch soll sich seiner Bestimmung gemäß vollenden, jedoch lässt sich seine Vollendung nicht bestimmen, sie muss herausgefunden werden. Im Gegensatz etwa zu einer Eichel, deren Bestimmung es ist, eine Eiche zu werden, kann und muss der Mensch nachdenken und entscheiden. Aristoteles formuliert das Ziel menschlichen Handelns mit dem Begriff *εὐδαιμονία* (Glück), den Schulz in der Bedeutung des geglückten, des gelungenen Lebens paraphrasierte. Das Streben nach dem Gelingen einer Handlung, d. h. nach dem Rechten, dem Guten, wurde bei den Griechen auch *ἀρετή* (außergewöhnliche – sittliche – Leistung) genannt. Ein solches Gelingen bedarf einer Ethik, als praktisches Wissen durch Erziehung und Übung, einer Disposition, die den Menschen die Entscheidungen – außerhalb eines bloßen Perfektionismus oder Machbarkeitswahns – zum Rechten und Guten bei Einzelhandlungen erleichtert.

Diese zentrale Dimension der Ethik sei uns entglitten, bedauerte Schulz, so dass es heute Schwierigkeiten mache, auf dieser Grundlage eine Ethik aufzubauen. Heute soll die Ethik darin bestehen, uns Menschen von der Ahnungslosigkeit zu befreien, d. h. darzustellen und zu begründen, dieses oder jenes zu tun bzw. nicht zu tun, unter der nach Schulz' Auffassung – abwegigen Voraussetzung, man könne Kriterien für gut und böse aufstellen, ohne diese zu kennen. Dies sei schon aus logischen Gründen nicht möglich.

Schulz zeigte auch an Kants kategorischen Imperativ und am Beispiel des platonischen Sokrates, dass der Mensch sehr wohl wissen muss und wissen kann, was gut und böse ist. Es sei Aufgabe der Ethik, dieses Wissen zu aktivieren. Wir müssen uns besinnen, damit ethische Maximen und Prinzipien deutlich werden, die uns befähigen, im gegebenen Augenblick das Rechte zu tun. Bei Platon und Aristoteles bedurfte es nicht ethischer Grundsätze im modernen Sinne, wohl aber des Insistierens auf ‚φρόνησις‘, der Klugheit, um zu erkennen, welche konkrete Handlung gut, maßhaltend und gerecht sei. Dieses Verständnis der Ethik als einer ‚ἐπιστήμη πρακτική‘ ist seit dem 17. Jh. anderen Auffassungen gewichen, sie wurde ihr fremden Wissenschaftsidealen unterworfen, der axiomatischen Mathematik, sinnlich erfahrbarer und experimentell arbeitender empirischer Wissenschaften, sprachlicher Analyse der Alltagssprache. Heute noch und auch in Zukunft gilt die Frage nach dem rechten Handeln, die Besinnung auf das menschliche Tätigsein, das nicht an den Produkten oder materiellen Erfolgen gemessen werden darf. Maßgeblich ist nur die Frage, ob die Tätigkeit die Bemühungen um ein menschenwürdiges Leben fördert.

An die Gedanken tätigen maßhaltenden Lebens von Peter Schulz schloss sich recht eng der Kurzvortrag von Dr. **Werner Busch**, Schulleiter eines Kieler Gymnasiums, an. Das Thema lautete: „Zu Hannah Arendts «condition humaine»“. Werner Busch stellte einige einleuchtende Aspekte aus Hannah Arendts Hauptwerk „*Vita activa*“, der Lebensform des tätigen Lebens (im Gegensatz zur *vita contemplativa*) vor, mit deren Hilfe sich unsere gegenwärtige Welt leichter analysieren und

Perspektiven für die Zukunft öffnen lassen. Der Referent fasste die wichtigsten Gedanken in fünf Abschnitten zusammen:

1. In der Interpretation der Lebenswelt Polis (entwickelt aus Platon und Alistoteles) wird erkennbar, dass Freiheit sich nicht im Privaten, sondern im Öffentlichen, auf dem Markt des Politischen, ereignet. Denn der Mensch ist wesentlich worthaft. Daraus ergibt sich eine Dreiteilung seines Lebensbereiches: a) Arbeiten und b) Herstellen, – Tätigkeiten, die schweigend geschehen können, und c) das Handeln, das *eo ipso* mit Rede verbunden ist.

2. Arbeiten umfasst die vegetativen Bereiche des Lebens, das immergleiche Alltägliche. Herstellen ist das Wesensmerkmal des „*homo faber*“, der herstellt, was er zum Leben gebraucht, z. B. ein Haus. Als wichtigste Kategorie des Herstellens erweist sich die Kausalität, die eine Hierarchie der technischen Organisation und schließlich Gewalt in Über- und Unterordnung erzeugt. Die Sprache wird zum Instrument.

3. Sinn und Zwecke des Herstellens sollten gemeinschaftlich bestimmt werden. Diese Sinngebung erweist sich als die eigentliche Form des Politischen, die jeweils auf dem Neuanfang eines jeden Sprechers beruht, der sich in das pluralistische Geflecht der Handelnden einschaltet. Jeder Wortbeitrag verändert das gemeinschaftliche Sinngefüge. Die Folgen der Freiheit sind unvorhersehbar und unberechenbar. Auf Dauer sind menschliche Verhältnisse nur durch Verträge zu regeln, die immer wieder neu verhandelt werden müssen, sobald sich die Grundlagen der Verträge geändert haben. Verträge sind nur stark, wenn sie nicht von Machergewalt, sondern von gemeinschaftlich sprachserzeugter Macht getragen werden.

4. Die Gefahr der Neuzeit zeigt sich in den drei Lebensbereichen je nach Schwerpunkten verschieden: a) das Politische wird den Machern überlassen, b) das Handeln verliert sich in bloßer Selbstreflexion, c) sinnstiftendes Denken wird zum pseudophilosophischen Spiel. Der Siegeszug des *homo faber* führt zur politischen Leere, die einer politischen Unfreiheit gleichkommt. Es werden so viele Güter und Informationen produziert, dass das *animal laborans* am Konsum zugrunde geht.

5. Die Schärfe und Klarheit der Analyse H. Arendts offenbart die gefährliche Gespanntheit unserer gegenwärtigen Lebenswelt. Aus dieser Sicht heraus formuliert H. Arendt ein Plädoyer für die Rückgewinnung des Politischen, die aber nur durch kommunikatives, sinnvermittelndes Denken erfolgreich sein kann.

H. Arendts Analyse bezieht sich verständlicherweise auf westliche Wohlstandsgesellschaften, doch die von ihr gezeigte Dimension des Politischen könnte auch ein Wegweiser für Gesellschaften sein, die parallel zu ihren Bemühungen um demokratische Formen überhaupt erst den Wohlstand in den Blick nehmen.

Werner Busch schloss seinen Vortrag mit dem Aufruf zu einer Werbung bei den Schülern für Hannah Arendts Sichtweisen und Argumentationen.

Dr. **Bernd Rolf**, Vorsitzender des Fachverbandes Philosophie, Landesgruppe Nordrhein-Westfalen, stellte in seinem Kurzvortrag „Die Legitimation des Staates durch die Idee des Gesellschaftsvertrages an Beispielen von Hobbes, Locke, Rousseau und Kant“ einige Modelle von Vertragstheorien vor, die auf der grundlegenden Gedankenfigur des Gesellschaftsvertrages beruhen und seit der Neuzeit als Legitimationsversuche staatlicher Herrschaft zu betrachten sind. Die Modelle von Hobbes, Locke, Rousseau und Kant gehen von der rein gedanklichen Voraussetzung des Naturzustandes der natürlichen Freiheit ohne jegliche staatliche Autorität aus, eines Zustandes, den es in der Realität nicht gibt. Methodisch bietet er aber den Vorteil, die Notwendigkeit der Bildung eines staatlichen Vertrages überzeugend zu begründen. Trotz dieses gemeinsamen Ausgangspunktes zeigen sich unterschiedliche Ergebnisse in den Ausformungen der Verträge, da die Annahmen über das vorausgesetzte Menschenbild in allen vier Modellen unterschiedlich sind. Hier kann natürlich nur eine Zusammenfassung auf der Grundlage der von Bernd Rolf vorgestellten Übersicht gegeben werden, ohne auf alle Nuancen der Unterschiede einzugehen.

Thomas Hobbes (1588-1679) – der erste in der Geschichte der philosophischen Vertragstheorie – setzt den Naturzustand als eine anarchische Welt

ohne Ordnung und Recht mit unbeschränkter Freiheit der Individuen voraus, die notwendig zum Krieg aller gegen alle führt. Aus dieser Problematik ergibt sich die Notwendigkeit der Übertragung von Rechten auf einen Souverän. Dieser garantiert im Gegenzug Sicherheit und Frieden, die Grundidee des modernen Staates.

John Locke (1632-1704) verbindet die Idee des Gesellschaftsvertrages mit der Idee der natürlichen Rechte (heute: ‚Menschenrechte‘), die dem Menschen bereits im Naturzustand gegeben sind. Für Locke sind diese die Rechte des Menschen auf Freiheit, Eigentum (aus Leistungen der eigenen Arbeit) und körperliche Unversehrtheit. Obwohl diese Rechte die entsprechenden Pflichten einschließen, herrscht im Naturzustand nach Locke völlige Unsicherheit, da es den Menschen an einer übergeordneten Autorität fehlt, die Streitigkeiten schlichten könnte. Also ergibt sich aus der Problematik der Unsicherheit die Notwendigkeit eines Vertrages, dem der Gedanke der Gewaltenteilung zugrunde liegt, zur Sicherung der natürlichen Rechte, was der Idee des liberalen Rechtsstaats entspricht.

Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) hält die dem Menschen im Naturzustand gegebene Freiheit für unveräußerlich, so dass für ihn das Problem darin besteht, wie in jedem Fall diese Freiheit des Menschen in Gesellschaft/Staat erhalten werden kann. In der Struktur des Vertrages ist Rousseaus Konzeption derjenigen Locke's ähnlich, jedoch geht er mit der Forderung einer absoluten rechtlichen Gleichheit aller Individuen über Locke hinaus. Diese Gleichheit soll dadurch erreicht werden, dass sich jedes Individuum seiner Rechte und Besitztümer zugunsten der Gesamtheit entäußert. Durch stärkeres Selbstinteresse an der Erhaltung an Leben und Freiheit glaubt Rousseau eine einmütige Übereinkunft der Menschen erst möglich zu machen

Immanuel Kant (1724-1804) geht ebenfalls zur Begründung des Gesellschaftsvertrages vom Naturzustand aus, allerdings ohne irgendeine empirische Zusatzannahme über die Natur des Menschen voranzusetzen. Der Naturzustand ist für Kant die reine Vernunftidee eines Zustands der Rechts- und Verfassungslosigkeit (genauer ein privat-rechtlicher Zustand), in dem die Menschen

niemals vor Gewalttätigkeit gegeneinander sicher sein können aufgrund dieser Willkürfreiheit und der Tatsache, dass sie einen gemeinsamen Lebensraum teilen, also nicht vermeiden können, mit anderen „in Wechselwirkung zu geraten“. Kant bemüht auch keine anderen anthropologischen Zusatzannahmen, um die Unerträglichkeit des Naturzustandes zu demonstrieren. Diese Unerträglichkeit folgt allein aus der Vernunftidee des Naturzustandes als eines nicht-rechtlichen Zustandes, als eines Zustandes gesetzloser Freiheit.

Daher ist es eine **P f l i c h t** der Vernunft, aus dem Naturzustand herauszutreten und sich mit den anderen Menschen dahingehend zu vereinigen, sich einem öffentlichen gesetzlichen Zwang zu unterwerfen. Damit hat Kant eine normative Idee des Rechts gewonnen, einen Maßstab zur Beurteilung positiven Rechts, wie der kategorische Imperativ ein Maßstab für die Beurteilung der Moralität von Maximen ist. Dieses Prinzip staatlichen Rechts ist der „übereinstimmende und vereinigte Wille aller“. Zu den unabtrennbaren Attributen des Staatsbürgers gehört die „gesetzliche Freiheit, keinem anderen Gesetz zu gehorchen, als zu welchem er seine Beistimmung gegeben hat“. Dieses Prinzip wird heute auch als „Demokratieprinzip“ bezeichnet.

Kant selbst hat jedoch keine bestimmte Herrschaftsform (Autokratie, Aristokratie, Demokratie) besonders ausgezeichnet, sondern lediglich eine bestimmte Regierungsart, nämlich die republikanische, die auf der Zustimmung der Staatsbürger in Form des Gesellschaftsvertrages beruht. Die Möglichkeit, republikanisch regiert zu werden, ist nach Kant unabhängig von der **F o r m** der Herrschaft. Es ist Kants Verdienst, der Idee des Gesellschaftsvertrages ihre endgültige philosophische Gestalt gegeben zu haben, indem er diese Gedankenfigur aller empirischen Zusatzannahmen über die Natur des Menschen entkleidete und sie als reine Vernunftidee entfaltete. Heute wird die Auffassung Kants kritisiert, dass die Regierungsform unabhängig von der Herrschaftsform sei. Habermas zufolge fordert der Demokratiedanke als „Idee der Selbstgesetzgebung von Bürgern ..., daß sich diejenigen, die als Adressaten dem Recht unterworfen sind, sich zugleich als Autoren des Rechts verstehen können.“ Des-

halb hat er 1992 eine Diskurstheorie des Staates vorgelegt – als Ausblick auf die gegenwärtige Diskussion –, in dem nur „die Gesetze legitime Geltung beanspruchen dürfen, die in einem ... diskursiven Rechtsetzungsprozeß die Zustimmung aller Rechtsgenossen finden können.“

Ergänzend zu den Vorträgen und Arbeitskreisen, in denen die Probleme der europäischen Wertegemeinschaft kulturhistorisch und philosophisch sowie auch didaktisch-methodisch beleuchtet wurden, bot das Seminar eine **Podiumsdiskussion**, bei der Vertreter wesentlicher praktischer Lebensbereiche des Menschen wie Wirtschaft (Geschäftsführender Gesellschafter der Unternehmensgruppe Melitta, Jörg Bentz), Politik (Dipl.-Volkswirt Steffen Kampeter, MdB), medizinischer Wissenschaft (Dr. med. Otto Happel, Minden), Bildung und Erziehung (LRSD Udo Theissmann, Detmold), in Statements ihre Vorstellungen über die Verwirklichung von Werten in Berufswelt und Schule präsentierten. In der Diskussion unter der Leitung von OStD Dr. Werner Busch zeigte sich, wie schwierig es ist, unterschiedliche, in sich durchaus schlüssige Konzepte zu vermitteln, ob es sich nun um das Bemühen des Unternehmers, sozial Wünschenswertes und ökonomisch Notwendiges zu verbinden, ob es sich um die Lebensverlängerung oder Schmerzlinderung durch neue medizinische Techniken oder ob es sich um den Gedanken der „Subsidiarität“ aus politischer Sicht oder um die seitens der Schulbehörde den Schulen gegebene Freiheit zur eigenen Gestaltung und Entwicklung eines Profils ging. In der Diskussion von Pädagogen, Geisteswissenschaftlern und Vertretern der Öffentlichkeit und des praktischen Berufslebens wurde deutlich, wie notwendig die Vermittlungsrolle des Denkens überhaupt und auf allen Ebenen der Praxis ist

So hat sich im Verlauf des Seminars die Gültigkeit von Kants ‚Weltbegriff‘ der Philosophie, der dasjenige im Leben des Menschen betrifft, „das jeden notwendig interessiert“, durchaus bestätigt. Wenn Philosophie auch in Zukunft ihre orientierende Aufgabe im Leben der Menschen überzeugend erfüllen will, muss sie sich selbst an der realen Welt orientieren. Diese reale Welt

ist vor dem Jahrhundert- und Jahrtausendwechsel gekennzeichnet von den Bemühungen um eine menschenwürdige Zukunft. Zur gegenwärtigen Diskussion um diese Probleme wollte die AIPPh mit dem Mindener Seminar einen Beitrag leisten und Impulse für eine fundierte Werteorientierung

im künftigen Europa geben, die insbesondere der europäischen Jugend Möglichkeiten aufzeigt, die Grundlagen einer zukunfts-offenen und zukunfts-fähigen menschenwürdigen Gesellschaft zu schaffen.

LUISE DREYER, Vorstandsmitglied der AIPPh

Erziehung im humanistischen Geist?

Ansprache des Schulleiters bei der Abiturientenentlassungsfeier des Alten Gymnasiums, Oldenburg, am 3. Juli 1999

Liebe Abiturientinnen und Abiturienten,

[...] Ich weiß nicht, welche Motive bei Ihnen bzw. Ihren Eltern den Ausschlag gegeben haben, als Sie vor der Entscheidung standen, eines der Oldenburger Gymnasien zu wählen – Familientradition, die Freundschaftsgruppe, die Sprachfolge, der Ruf der Schule als Institution des Bildungsbürgertums oder welcher Grund sonst. Ich weiß nur, dass zumindest in einem Fall die geistige Tradition, in der das Alte Gymnasium steht, ausschlaggebend war. Bei meinem ersten Elternsprechtag an dieser Schule im Februar 1994 kam eine der heute hier anwesenden Mütter auf mich zu, um mich am Beispiel der zerrissenen Gardinen in der Klasse ihres Sohnes auf Verwahrlosungserscheinungen im Gebäude hinzuweisen. Angesichts rückläufiger Anmeldezahlen nahm das Gespräch aber rasch eine Wendung zum Grundsätzlicheren. Eine Erziehung im humanistischen Geist war, wenn ich mich recht erinnere, die zentrale Erwartung an das Alte Gymnasium. Was genau damit gemeint war, blieb eher unbestimmt. Ein wertorientiertes, anspruchsvolles Bildungsangebot, das die alten Sprachen mit einbezieht, den Herausforderungen der Moderne aber Rechnung trägt und nicht in alten Positionen verharret – so etwa habe ich die an mich herangetragene Vorstellung verstanden.

Triebkraft bei dieser Suche nach einer Erziehung im humanistischen Geist war vermutlich die Sorge um Orientierung angesichts einer als zunehmend unübersichtlich empfundenen Umbruchs- und Krisensituation – die Hoffnung auf

verlässliche Wegmarken in einer Zeit vielfältiger und konkurrierender Sinnangebote und Lebensentwürfe. Es ist sicher kein Zufall, dass in den letzten Jahren in den USA und in Deutschland verschiedene Anthologien erschienen sind, in denen unter dem Namen prominenter Herausgeber an alte Tugenden und Werte wie Selbstdisziplin, Mitleid, Wahrhaftigkeit, Zivilcourage, Verantwortungsbereitschaft, Zuverlässigkeit und Treue erinnert wird – William Bennetts „*Book of virtues*“ (1993), Ulrich Wickerts „Buch der Tugenden“ (1995) und Friedrich Schorlemmers „Buch der Werte“ (1995). Bezeichnend ist auch, dass eine Wochenzeitung wie „Die Zeit“ in den letzten Jahren immer wieder die Frage nach dem literarischen Kanon, dem Verzeichnis der prägenden Werke, aufgeworfen und dafür plädiert hat, die Schülerinnen und Schüler mit intellektuell fordernder großer Literatur zu konfrontieren. „Spaß ohne Mühe ist die Langnese-Devise“, so „Die Zeit“. „Jeder weiß doch, daß Kinder erst dann richtig glücklich und stolz sind, wenn sie die kleinen Katastrophen des Scheiterns und der Verzweiflung überstanden haben und endlich auch radfahren oder schwimmen können oder Englisch sprechen oder Fontane verstehen. Das macht Kinder froh und Erwachsene ebenso.“ (Die Zeit, 13. Juni 1997, S. 49)

Ich habe den Elternwunsch nach einer Erziehung im humanistischen Geist immer auf dem Hintergrund solcher Suche nach verlässlichen Orientierungspunkten gesehen, als „Versuch der grassierenden Beliebigkeit der Postmoderne entgegenzutreten“, wie Friedrich Schorlemmer in

seinem „Buch der Werte“ (S. 20) sagt. Die Frage ist aber, ob der Begriff des humanistischen Geistes, der humanistischen Bildung oder – vorsichtiger – des humanistischen Erbes geeignet ist, das Bildungsangebot zu charakterisieren, mit dem Sie, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, hier am Alten Gymnasium konfrontiert worden sind – zumal die wenigsten von Ihnen Griechisch als dritte Fremdsprache gewählt haben.

Der Begriff der humanistischen Bildung ist jedenfalls nicht unbelastet, und wo ich ihn in den letzten Jahren in Zusammenhang mit dem Schulprofil ins Gespräch gebracht habe, bin ich auf Unsicherheit und Zögern gestoßen – auch bei Altphilologen. Aus gutem Grund. Einige von Ihnen kennen vielleicht Alfred Anderschs autobiographische Erzählung „Der Vater eines Mörders“ (1980), in dem Andersch eine Griechisch-Stunde in den späten zwanziger Jahren schildert. Hauptfigur ist der Rex, der Direktor eines renommierten Münchener Gymnasiums, ein von der Sprache Homers und Sophokles' schwärmender Sokrates-Verehrer, ein sich jovial gebender menschenverachtender Autokrat, der seine Macht dadurch beweisen zu müssen glaubt, dass er Schüler und Lehrer in der Öffentlichkeit bloßstellt. Der Name dieses Direktors: Himmler. Im Buch wird er der alte Himmler genannt, im Gegensatz zu seinem Sohn, dem jungen Himmler. Des Nachdenkens würdig ist es doch, schreibt Andersch, „daß Heinrich Himmler [...] nicht, wie der Mensch, dessen Hypnose er erlag, im Lumpenproletariat [richtiger müsste es heißen, im Kleinbürgertum] aufgewachsen ist, sondern in einer Familie aus altem, humanistisch fein gebildetem Bürgertum. Schützt Humanismus denn vor gar nichts? Die Frage ist geeignet, einen in Verzweiflung zu stürzen.“ (Taschenbuchausgabe 1982, S. 136)

Nein, humanistische Bildung und Humanitätsideale sind keine Garantie für humanes Leben. Wer in die europäische Kulturhauptstadt des Jahres 1999 nach Weimar reist, kann dies sinnfällig erleben an einer freigelegten Jagdschneise, die unter der Bezeichnung „Zeitschneise“ versucht, einen Bezug zwischen dem Schloss Ettersburg, der Sommerresidenz der kulturliebenden Herzogin Anna Amalia, und Buchenwald herzustellen

und so das Humanitätsideal der deutschen Klassik und die Wirklichkeit nationalsozialistischer Konzentrationslager einander anzunähern.

Belege für die Brüchigkeit humanistischer Bildungsanstrengungen gibt es aber nicht nur in Bayern und Thüringen. Zwar war nach übereinstimmender Darstellung von Zeitzeugen die Zahl der überzeugten Nationalsozialisten an dieser Schule eher gering. Zwar gab es Zeichen der Distanzierung von der herrschenden Ideologie – den Kampf um die Schülermützen als Symbol der Eigenständigkeit gegenüber der Hitler-Jugend, das in schwejscher Manier perfektionierte Unterlaufen des geforderten Hitlergrußes oder das ostentative Geschlossenhalten der Lippen beim Absingen des Horst-Wessel-Liedes. Grund zur Selbstzufriedenheit bieten solche vereinzelt Demonstrationen geistiger Unabhängigkeit aber nicht. Schon 1934 wurden für die Lehrerbücherei Titel wie „Nationalsozialistische Erziehung“, „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ oder „Weltgeschichte auf rassistischer Grundlage“ angeschafft – und dies unter der Leitung eines Direktors, der als Humanist alter Prägung im Griechisch-Unterricht jede Gelegenheit zu Exkursen in allgemein-menschliche, philosophische und politische Bereiche nutzte und seine Schüler ständig zu kritischer Einstellung aufrief. Solche Zerrissenheit blieb nicht ohne Folgen. Zu den unauslöschlichen Schandmalen der Schulgeschichte gehört das Schweigen von Schülern und Lehrern angesichts der Herabsetzungen und Misshandlungen, die der letzte jüdische Schüler des Oldenburger Gymnasiums, Helmut Goldschmidt, über sich ergehen lassen musste.

Schützt Humanismus denn vor gar nichts? Der Stachel von Anderschs Frage sitzt tief, und er bohrt sich tiefer ein, wenn man an das Stück denkt, mit dem die Theater-AG uns im letzten Jahr vor Augen geführt hat, wie das Wahre, Gute und Schöne als Dekoration des Besitzstandes, als Mittel der individuellen und gemeinschaftlichen Selbstdarstellung missbraucht werden kann: Dürrenmatts tragische Komödie oder, wie es ursprünglich hieß, seine Komödie der Hochkonjunktur „Der Besuch der Alten Dame“ (siehe Kasten).

Nein, ein ungebrochenes Anknüpfen an den Geist der humanistischen Gymnasien ist nicht

Bekennnis eines Humanisten – Epilog des Lehrers

„Ich bin ein Mörder. Wir alle sind es. Wir damals verarmten Güllener haben unseren geschätzten Mitbürger, den Krämer Alfred III umgebracht, alle zusammen, als offiziellen Akt. Die Milliardärin Claire Zachanassian schenkte uns dafür eine Milliarde. III hatte sie in Jugendjahren ins Elend gestoßen. Die Milliarde zog uns aus aller Armut, und wir wurden wieder glücklich. Wir hätten Alfred III nicht töten müssen. Wir hätten arm bleiben können. Aber wir wurden lieber reich und blutbefleckt. Ich habe mitgetötet. Dabei bin ich doch der Humanist in unserer traurigen Geschichte, und das ist nicht gelogen: Schon als Muster Schüler studierte ich Plato, wurde ein Freund der alten Griechen, las Shakespeare und begann zu verstehen, was ein guter Mensch ist, und nahm mir vor, immer einer zu sein, die Menschlichkeit als das Wichtigste walten zu lassen, die Gerechtigkeit und das friedliche Zusammenleben zu fördern. Schon allein mein Beruf verpflichtete mich dazu, schließlich wollte ich ein guter Lehrer sein. Da ich, außer kleine Prügeleien zu beenden, nie etwas Humanistisches zu tun hatte, konnte ich mich einen Humanisten nennen. Ich glaubte auch wirklich an die Gerechtigkeit und Menschlichkeit und hatte in den langen Zeiten, in denen keiner satt wurde, immer etwas, was mich davon abhielt, Böses zu tun und vermittelte dies den Schülern.

Trotzdem wurde ich ein Mörder. Seit der Kundgebung der Milliardärin war es unüberseh-

bar, dass Güllens Armut zu bitter und die Versuchung zu groß war, als dass es auf die Milliarde hätte verzichten können. Ich wusste es, von Anfang an, und ich wusste auch, dass auch ich mitmachen würde. Allerdings muss man zugeben, dass ich es war, der am längsten durchhielt, der am längsten Widerstand bot. Immerhin war ich es, der zu Frau Zachanassian ging und sie anflehte, den unheilvollen Gedanken der Rache fallen zu lassen, während sogar der Bürgermeister schon auf IIIs Tod spekulierete. Und wenn es auch im Rausch geschah, war ich der erste und letzte, der sich traute, die Wahrheit zu verkünden, wie es um uns und III stand.

Aber am Ende war auch ich ein Mörder. Die schändliche Milliarde hat eben jedem im Herzen gebrannt. Mein Glaube an die Humanität wurde immer machtloser. Zum Schluss habe ich dann unser Vorhaben als humanes Handeln verstanden. Jetzt weiß ich das alles und frage mich, was all die Gedanken an die Humanität bewirken in der Welt. Mir haben sie nichts gebracht, die ganzen Theorien waren umsonst, denn reden konnte ich viel, aber tun konnte ich nichts, als es drauf ankam.

Sie können jetzt natürlich sagen, das ist bei mir so, deswegen müssen ja nicht alle so einen schwachen Charakter haben, aber wenn ich mich mal mit Ihnen vergleiche, frage ich Sie: Hätten Sie es anders gemacht? Hätten Sie nicht getötet? Hätten Sie es wirklich anders gemacht?“

JASPER BEUTIN

möglich, und das elitäre Bewusstsein, das sich auch an dieser Schule artikuliert, als nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Deutschlands aus der Oberschule mit altsprachlichem Gymnasium wieder das altsprachliche Gymnasium mit Oberschule geworden war, ist höchst anfechtbar. „Die Horde der Barbaren trotete wieder hinter der Schar der Humanisten her. Ich, bislang Schüler einer sogenannten Deutschen Oberschule im preußischen Küstrin,“ heißt es in dem Rückblick eines der an das Oldenburger Gymnasium verschlagenen Flüchtlingskinder, „fühlte mich geistig geliftet, als ich am zweiten Schultag in einem kalten Klassenzimmer meine

neue schulische Identität erfuhr.“ Die Horde der Barbaren, die wieder hinter der Schar der Humanisten hertrottet – eine solche Formulierung mag verständlichen Stolz angesichts der Rehabilitierung altsprachlicher Bildung nach den Jahren der nationalsozialistischen Indoktrination spiegeln. Sie wirft dennoch die Frage auf, ob Selbstvergewisserung und Selbstbestätigung mit der Herabwürdigung anderer einhergehen müssen. Überdies ist zweifelhaft, inwieweit der hohe moralische Anspruch humanistischer Bildung nach dem zweiten Weltkrieg eingelöst werden konnte. Zwar erinnern sich die Nachkriegsjahrgänge mit großer Liebe an ihre Schulzeit, in der

sie – auch in der Auseinandersetzung mit der Antike – Leitlinien einer geistigen Orientierung gewannen. Klaus Modick aber schreibt in seinen Erinnerungen an die sechziger Jahre am Alten Gymnasium, die Schule habe jeden Winkelzug der Punischen Kriege und jede grammatische Variante des Gallischen Krieges eingepaukt, sich aber nahezu vollständig ausgeschwiegen, wenn von dem Krieg und seiner Vorgeschichte die Rede hätte sein müssen, den die meisten Lehrer noch selbst erlebt hatten (Schwarten, Pauker, Blaue Briefe, 1998, S.10).

Die Frage bleibt und stellt sich mit neuer Dringlichkeit. Was bleibt vom humanistischen Erbe, das diese Schule über weite Strecken ihrer Geschichte geprägt hat? Der Elternvertreter bei der Entlassungsfeier 1995 sah das bewahrenswerte Anliegen des Humanismus des 16. und 19. Jahrhunderts in dem Bemühen um Selbsterkenntnis, das heute auf sehr viel mehr Feldern als nur in der Auseinandersetzung mit der Antike zu erfolgen habe: erstens in der Beschäftigung mit fremden Sprachen und Kulturen der Gegenwart, in denen man dem anderen Menschen begegne, den es zu verstehen gelte, zweitens in den Naturwissenschaften, in denen der Mensch mit den rätselhaften und nicht hintergehbaren Strukturen seiner Weltwahrnehmungsmöglichkeiten und der Frage nach der ethischen Verantwortung der Wissenschaft konfrontiert werde, und drittens im schöpferischen Spielen und Nachspielen, in dem vielleicht der größte Schatz des Menschlichen überhaupt liege.

Damit sind zweifelsohne wesentliche Elemente jeder Bildung genannt, wenn auch zentrale Bereiche fehlen: die politische und ökonomische Bildung mit dem Ziel der aktiven Teilhabe an der *res publica*. Aber wenn damit zeitgemäße humanistische Bildung hinreichend definiert ist, dann ist jede Schule dem humanistischen Bildungsanspruch verpflichtet. In gewissem Sinn ist dies auch richtig. Im Niedersächsischen Schulgesetz heißt es zum Bildungsauftrag der Schule: „Die Schule soll [...] die Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler auf der Grundlage des Christentums, des europäischen Humanismus und der Ideen der liberalen, demokratischen und sozialen Freiheitsbewegungen weiterentwickeln.“ Aber

die genannten Elemente – das Erlernen moderner Fremdsprachen, die Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften, ästhetische Praxis, politische und ökonomische Bildung – reichen nicht aus, die Besonderheiten Ihres Bildungsganges zu kennzeichnen, liebe Abiturientinnen und Abiturienten.

Das Alte Gymnasium hat versucht, Ihnen den Reichtum der abendländischen Tradition von der Antike bis zur Moderne zu erschließen, ohne deren Schattenseiten zu verdrängen. Bei dem Festakt zu unserem 425-jährigen Bestehen im vergangenen Jahr sind wir daran erinnert worden, dass Europa mehr ist als die Bezeichnung eines geographischen Raumes oder eines wirtschaftlichen und politischen Zusammenschlusses von Staaten. Europa, das ist auch ein geistiger Raum, der mit seiner Betonung rationaler Weltsicht, verfassungsmäßig garantierter Rechte und der unveräußerlichen Würde des Einzelmenschen von der griechischen Philosophie, dem römischen Recht und der jüdisch-christlichen Tradition geprägt ist. Wir haben versucht, Ihnen dieses Erbe nahezu bringen, ob wir mit Ihnen die Methoden exakter Naturwissenschaft erprobt, über den europäischen Imperialismus oder die Zukunft der Industriegesellschaft nachgedacht haben, ob wir mit Ihnen über längere Zeiträume an schweren, großen Musikstücken gearbeitet oder mit ihnen prägende Werke der Weltliteratur gelesen haben. Dabei ging es nicht um unkritische Reproduktion der Klassiker, vielmehr um kritische Bewahrung und Aufarbeitung unserer Vergangenheit, um die Gewinnung geistiger und moralischer Leitlinien.

Wir haben bei unserer Bildungsarbeit die antiken Traditionen stärker berücksichtigt, als dies andernorts der Fall ist – nicht weil wir glauben, dass wir dadurch besser sind als andere, sondern weil wir überzeugt sind, dass Europa dieses Erbe braucht. Dass die Antike auch heute noch einen nicht aufgebrauchten humanen Überschuss besitzt, dass man aus der Auseinandersetzung mit ihr Wegweisung und Stärkung für ein menschenwürdiges Leben gewinnen kann, zeigt das Beispiel Nelson Mandelas, der während seiner Haft auf Robben Island klassische griechische Dramen las und die *Antigone* mit seinen Mitgefangenen aufführte. Für ihn waren die antiken Protagonisten

sten Identifikationsfiguren, die ihn inspirierten und ihm halfen, selbst unter den härtesten Prüfungen nicht zusammenzubrechen, ungerechten Gesetzen im Namen eines höheren Rechts zu widerstehen und Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der politischen Führung miteinander zu verbinden („Long Walk of Freedom“, The Autobiography of Nelson Mandela, 1994/1995, S. 456). Angesichts eines solchen humanen Potenzials freuen wir uns, dass die skeptischen Prognosen vom bevorstehenden Ende des Griechisch-Unterrichts am Alten Gymnasium bislang nicht eingetroffen sind und dass wir bei der diesjährigen Abiturprüfung erstmals wieder zwei Prüflinge in Griechisch hatten – auch wenn die Realisierung mit niveau- und jahrgangsübergreifenden Kursen allen Beteiligten ein hohes Maß an Flexibilität und Kreativität abverlangt hat. Wir leisten uns den Luxus eines solchen Minderheitenangebotes, nicht weil wir von der besonderen Subtilität und Dignität des Griechischen im Vergleich zu anderen Sprachen und Kulturen überzeugt sind, sondern weil wir glauben, dass die Minderheit der Schülerinnen und Schüler, die Griechisch wählt, uns allen einen Dienst erweist, indem sie uns an wichtige Wurzeln unserer Kultur erinnert.

Die stärkere Einbeziehung der Antike bei unserem Bemühen um Maßstäbe für eine humanes Leben war ein Merkmal unseres Bildungsangebotes an Sie, liebe Abiturientinnen und Abiturienten. Ein anderes war dessen Breite. Wir haben Ihnen mit unserem Drei-Sprachen-Modell [Latein/Englisch ab Klasse 5, Englisch/Latein ab Klasse 7, Französisch/Griechisch ab Klasse 9] mehr angeboten und mehr abverlangt als die meisten anderen Schulen. Wir haben Sie nicht zurückgehalten, wenn Sie in Klasse 11 drei Fremdsprachen oder drei Naturwissenschaften oder in der Kursstufe bis zu 36 Wochenstunden belegen

„Weltbürgertum“ in der Antike

Vor 12 Jahren stellte mir ein mit mir befreundeter Politologe die Frage: „Gab es vor dem Christentum ein ethisches System, das gesamtgesellschaftliche (d. h. die ganze damalige Oikumene umfassende) Gültigkeit beanspruchte?“ – ich

wollten. Wir haben Sie ermutigt, sich über den Unterricht hinaus in Chor, Orchester, Theater-AG, Debating Society oder bei der Model-UN zu engagieren. Wir haben dies getan, weil wir überzeugt sind, dass das alte humanistische Leitbild von der allseitig oder doch zumindest vielseitig gebildeten Persönlichkeit auch heute noch gültig ist. Wir haben Ihnen die Mehrbelastung zugetraut und zugemutet in der Überzeugung, dass ein breit angelegtes, forderndes Bildungsangebot Ihnen am ehesten hilft, Ihre Stärken und Schwächen zu erfahren und Ihre Begabungen zu entfalten. In gewissem Sinn haben wir damit auf eine Elite gezielt – aber nur im Sinne einer Funktions- und Verantwortungselite, wie sie von der Elternvertreterin bei der Entlassungsfeier 1996 beschrieben wurde – einer Elite,

- die eine nationale Identität hat, aber über Deutschland hinaus denkt und sich ihrer globalen Verantwortung stellt,
- die nicht in erster Linie eigene Interessen verfolgt, sondern dem Gemeinwohl dient,
- die in alle Überlegungen die Leistungsschwächen einbezieht,
- die sich den Grundwerten der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verpflichtet fühlt und die unaufhebbare Spannung zwischen diesen Werten aushält,
- die um die eigene Verführbarkeit weiß,
- die sich immer wieder legitimieren und zu jeder Zeit überprüfen lassen muss.

So entlassen wir Sie denn – in dem Bewusstsein um die Vorläufigkeit und Gefährdetheit unserer Bildungsbemühungen, in der Hoffnung, dass die uns tragenden Traditionen ihren unaufgebrauchten humanen Überschuss in Ihrem Leben entfalten und Ihnen Halt und Orientierung geben mögen.

JENS-PETER GREEN, Oldenburg

schickte ihm daraufhin eine Übersetzung der folgenden Stelle aus Ciceros „De officiis“ zu (die übrigens auch den bayerischen Abiturienten im Jahre 1993 als Prüfungsaufgabe vorgelegt wurde, vgl. Anregung 5/93) und fügte noch einige

kommentierende Bemerkungen bei, von denen ich annehmen konnte, dass sie den Empfänger, dem bei seiner beruflichen Tätigkeit immer auch an den größeren geschichtlichen Zusammenhängen gelegen war, interessieren könnten. – Der Text und die vier kommentierenden Bemerkungen könnten vielleicht auch als Ergänzungen zu dem wichtigen historischen Überblick verstanden werden, den Friedrich Maier jüngst in der „Anregung“ („Die geistigen Wurzeln einer europäischen Wertegemeinschaft in Antike und christlichem Abendland“, Heft 4/99) zu dieser Thematik gegeben hat (vgl. da besonders die Seiten 227-229).

„Wenn die Natur gebietet, dass der Mensch auf seinen Mitmenschen Rücksicht nimmt, u. zwar ohne Ansehen von dessen Person (wörtlich: „wer auch immer dieser Mitmensch sei“), sondern eben nur, weil dieser ein Mensch ist: so muss gemäß derselben Natur der Nutzen aller Menschen ein gemeinsamer sein. Und wenn das so ist, gilt für uns alle ein und dasselbe Gesetz der Natur; und wenn wiederum dieses letztere gilt, dann verbietet uns dieses Gesetz eindeutig, einem anderen Menschen wehe zu tun. – Absurd ist nämlich, was einige (Philosophen) behaupten: natürlich würden sie, um einen Vorteil zu erlangen, ihrem Vater oder Bruder nichts wegnehmen, aber hinsichtlich der übrigen Mitbürger stehe es anders. Diese (Philosophen) bestreiten also, dass es so etwas wie eine Rechtsgemeinschaft oder eine Gemeinschaft des Nutzens zwischen den Bürgern eines Staates gibt – eine These, die jede staatliche Gemeinschaft über den Haufen wirft. Absurd aber auch das, was eine andere Gruppe (von Philosophen) behauptet: Rücksicht auf alle Mitbürger ja, nicht aber auf Ausländer. Diese (Philosophen) zerstören die Gemeinschaft des Menschengeschlechts (*dirimunt communem humani generis societatem*). Damit aber negieren sie die Tugenden der Wohltätigkeit, Großzügigkeit, der Güte, der Gerechtigkeit von Grund aus; und Leute, die das tun, müssen auch als Frevler gegen die unsterblichen Götter betrachtet werden. Denn sie wollen die Gemeinschaft beseitigen, die von den Göttern zwischen den Menschen (gemeint: zwischen allen Menschen) eingerichtet worden ist.“ (De off. III 27/28).

Kommentar:

Natürlich ist hierbei zu beachten, dass Cicero hier aus griechischen Vorlagen für den römischen Leser *re f e r i e r t*, also nicht unbedingt persönlich mit dem Gesagten zur Deckung gebracht werden kann. Die römische Geschichte zeigt, dass die Römer (auch Cicero selber) im Schnitt alles andere als stoische Kosmopoliten waren. – Bezüglich Ihrer Frage ist also im ganzen folgendes festzuhalten:

1. Jahrhunderte *b e v o r* das (Ur-)Christentum mit seiner Moral der Nächstenliebe auf den Plan trat, gab es in der mittelmeerischen Oikumene in der Theorie den stoischen Kosmopolitismus.

2. Umgekehrt kann man sagen, dass dieser stoische Denkansatz der *N ä h r b o d e n* (oder das „Ambiente“) war, in dem sich das christliche Gebot der Nächstenliebe, die ja ursprünglich und primär auf den sinnlich greifbaren „Nächsten“ bezogen war (vgl. etwa das Gleichnis vom barmherzigen Samariter), mit der Zeit immer mehr „universalisieren“ konnte.

3. Das Amalgam aus stoischer und christlicher Ethik ist dann später in der europäischen *A u f k l ä r u n g* wieder zu neuem Leben erwacht. Denn Philosophen wie Kant oder einflussreiche Schriftsteller wie Voltaire lösten sich zwar vom christlichen Gottesglauben, nicht aber von der christlichen Ethik. Dabei spielte Cicero als Vermittler der *s t o i s c h e n* Ethik eine entscheidende Rolle. Friedrich der Große pries speziell „*De officiis*“ mit den wärmsten Worten und sorgte für eine Übersetzung ins Deutsche.

4. Was sich in jüngster Zeit in dieser Richtung regt (z. B. die sogenannte „Friedensbewegung“) ist also nur ein letztes Glied in einer mehr als 2000-jährigen Tradition. – Betont sei aber nochmals, dass diese Tradition vorwiegend eine *t h e o r e t i s c h e* war, die an der politischen Praxis, also z. B. an den nationalstaatlichen Interessen und den daraus folgenden Konflikten, leider nur wenig ändern konnte.

HEINZ MUNDING, Schwegenheim

Elefant und Ameise in der römischen Literatur – Ein Beispiel für Intertextualität im Rahmen der Vergillektüre

Ein deutsches Sprichwort besagt, man solle aus einer Mücke keinen Elefanten machen, womit gemeint ist, dass man eine relativ unbedeutende Angelegenheit nicht zu einer großen Affäre hochstilisieren soll. Entsprechend dieser Mahnung versteht sich dieser Beitrag zuvörderst als bescheidener Streifgang durch die römische Literatur auf der Suche nach dem Motiv von Elefant und Ameise und in zweiter Linie als kleine Anregung, die Schüler im Rahmen der Vergillektüre an einem Beispiel mit dem Phänomen der Intertextualität vertraut zu machen.

Vergils Aeneis kann in der Schule, wie Fachdidaktiker und Praktiker wissen, nur in Auszügen gelesen werden. Konsens herrscht darüber, dass das vierte Buch mit seiner Beschreibung der Liebe zwischen Dido und Aeneas in keiner Auswahl fehlen darf. Daraus leitet sich die Berechtigung ab, folgenden Abschnitt aus diesem Buch als Ausgangspunkt weiterer, ausdrücklich auch unterrichtsrelevanter Überlegungen zu nehmen.

In diesen Versen wird die Situation geschildert, wie Aeneas, der Weisung Jupiters gehorchend, seinen Gefährten aufträgt, die Schiffe für die Abreise von Karthago startklar zu machen. Dido betrachtet das darauf einsetzende Treiben der Trojaner am Strand von erhöhter Warte aus (*arce ex summa*, 4, 410), das ihr nicht zuletzt wegen dieser Perspektive wie Ameisengewimmel vorkommt:

*migrantis cernas totaque ex urbe ruentis.
ac velut ingentem formicae farris acervum
cum populant hiemis memores tectoque reponunt,
it nigrum campis agmen praedamque per herbas
convectant calle angusto: pars grandia trudunt
obnixae frumenta umeris, pars agmina cogunt
castigantque moras, opere omnis semita fervet.*
(4, 401-407)

Besonders interessieren soll hier der Halbvers *it nigrum campis agmen*. Bei ihm handelt es sich um einen Originalvers aus dem Epos des Ennius (Vahlen², frg. 474), der sich laut Servius auf Ele-

fantan bezog und den Vergil durch seine Verwendung in neuem Kontext konterkariert: aus der respekteinflößenden Schar schwarzer Elefanten ist ein Häuflein Ameisen geworden.

Inwiefern sich hinter diesem gewitzten intertextuellen Spiel poetologische Kritik des kallimacheisch geschulten Vergil an seinem Vorgänger verbirgt, kann hier nicht *in extenso* thematisiert werden, doch ist immerhin denkbar, dass die Reduktion der Elefanten auf Ameisen auch subtile Chiffre für die seit Ennius gewandelte Dichtungsauffassung sein könnte, weg vom μέγα βιβλίον hin zum alexandrinisch verfeinerten Kleingedicht.¹

Abgesehen von solchen Implikationen wird diese den ursprünglichen Sachverhalt umwertende Anspielung ein Hochgenuss für das literarisch versierte zeitgenössische Publikum gewesen sein, um so mehr, wenn man bedenkt, wie vergleichsweise dröge Accius schon vor Vergil diesen Ennius-Halbvers zur Beschreibung der *Indi* verwendet hat (Frg. 26 Morel, FPL).

In seiner Spätschrift *Naturales Quaestiones* greift Seneca seinerseits den vielzitierten ennianischen Halbvers auf:

*Si quis formicis det intellectum hominis,
nonne et illae unam aream in multas provincias
divident? Cum te in illa vere magna sustuleris,
quotiens videbis exercitus subrectis ire vexillis
et, quasi magnum aliquid agatur, equitem modo
ulteriora explorantem, modo a lateribus affu-
sum, libebit dicere „it nigrum campis agmen“:
formicarum iste discursus est in angusto labor-
antium. Quid illis et nobis interest nisi exigui
mensura corpusculi?* (Sen. nat. 1 praef. 10)

Diese Stelle steht im Zusammenhang der moralphilosophischen Betrachtung, dass die Menschen sich vor Augen halten sollten, wie klein die scheinbar große Menschenwelt tatsächlich sei: *Hoc est illud punctum, quod inter tot gentes ferro et igne dividitur? O quam ridiculi sunt mortalium termini!* (Sen. nat. 1 praef. 8f.)²

Wenn Seneca diesen Ennius-Vers zitiert, hat er, wie der Folgesatz mit seiner Bezugnahme auf das Ausschwärmen von Ameisen (*formicarum*

iste discursus ...) zeigt, offenkundig seine oben beschriebene vergilische Adaption vor Augen. Bezweckte Vergil mit der Bezugnahme auf Ennius möglicherweise literarische Kritik, so gebraucht Seneca den Ennius-Vers in der schon vergilisch gebrochenen Form zu philosophischer Kritik an der Selbstüberschätzung der Menschen.

In satirischem Kontext findet sich das Motiv von Ameise und Elefant in einem spätantiken Epigramm des Anicius Probinus auf einen kleinwüchsigen Menschen (*In Faustum staturae brevis. Anicii Probini*):

*Faustus insidens formicae ut magno elephanto
decidit et terrae terga supina dedit,
moxque idem ad mortem est mulcatus calcibus
eius,
perditus ut posset vix retinere animam.
vix tamen est fatus: „quid rides, improbe livor,
quod cecidi? cecidit non aliter Phaethon.“*
(Epigrammata Bobiensia ed. W. Speyer, 65)

Der kleine Faustus, der auf einer Ameise ritt, als wäre sie ein großer Elefant, / fiel herab und lag rücklings auf der Erde. / Bald darauf wurde er von ihren Tritten beinahe zu Tode getrampelt, / so dass er, verloren schon, sein Leben kaum behalten konnte. / Unter größter Anstrengung hub er an: „Was lachst du, schlimmer Neid, / dass ich gestürzt bin? Es stürzte nicht anders Phaethon.“

(Eigene Übersetzung)

Der Witz des Textes liegt in der Diskrepanz zwischen realer Kleinheit des Faustus einerseits und angemaßter Größe andererseits. Bereits der erste Vers macht dies durch die Doppelantithese mit dem Deminutiv *Faustus* und dem Adjektiv *magno* und der Gegenüberstellung der denkbar konträrsten Tiere Ameise und Elefant deutlich. In satirischer Übertreibung wird Faustus auf einer Ameise reitend vorgestellt, von der er stürzt und beinahe totgestampft wird – böse Überzeichnung der geringen Körpergröße des Faustus. Vollends vernichtend aber wird der Spott im letzten Distichon: nicht genug, dass der kleine Mann

von einer Ameise stürzt, vergleicht er seinen Sturz gar mit dem des Heliossohnes Phaethon von hohem Himmelspol herab.

Die Wichtigtuerei des Faustus entlarvt sich so zum einen in seiner lächerlich wirkenden Selbstermächtigung zur mythischen Persönlichkeit (*cecidit non aliter Phaethon*) und zum anderen in der Stilhöhe des epischen Sprachduktus, der der Banalität der Situation nicht angemessen ist (*fatus est*). Um auf das bereits zu Anfang des Beitrags zitierte Sprichwort zurückzukommen: der von Probinus karikierte Faustus versteht es zu seinem eigenen Schaden, aus einer Mücke, nämlich sich, einen Elefanten zu machen.

Dieses kleine Textcorpus lässt sich im Unterricht durchaus als Zwischenexkurs im Rahmen der Vergillektüre einbauen. An ihm kann exemplarisch das für die römische Literatur so wichtige Phänomen der Intertextualität aufgezeigt werden. Die Erfahrungen aus der eigenen unterrichtlichen Praxis des Verfassers zeigen, dass der feinsinnige Witz römischer Autoren von Oberstufenschülern goutiert wird und ganz neu für die Lektüre der nur scheinbar langweiligen Klassiker zu motivieren vermag – ohne Zuhilfenahme von Asterix und anderen Comicfiguren mit lateinischen Sprechblasen. Nur Mut! *Probatum est*.

- 1) Insofern greift auch hier die These von der „subversion by intertextuality“ im vergilischen Epos. Vgl. dazu R.O.A.M. Lyne, *Vergil's Aeneid: Subversion by intertextuality. Catullus 66.39-40 and other examples, Greece and Rome* 41, 1994, S. 187-204. Vgl. für weitere Beispiele auch M. Lobe, *Die Gebärden in Vergils Aeneis. Zur Bedeutung und Funktion von Körpersprache im römischen Epos*, Frankfurt a. Main 1999, S. 112.
- 2) Mit Stoßrichtung gegen die Selbstüberhebung des Welteroberers Alexander des Großen schreibt Seneca ganz ähnlich in *epist. 91,17: Alexander Macedonum rex discere geometriam coeperat, infelix, sciturus quam pusilla terra esset, ex qua minimum occupaverat*.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Wollten Sie schon einmal wissen, ob sich einer der Autoren des FORUM CLASSICUM bzw. des MDAV in den letzten sechs Jahren zu Wittgenstein oder zu Wilamowitz geäußert hat? Waren Sie schon einmal auf der Suche nach den Publikationen eines ehemaligen Studienkollegen, ohne über einschlägige und aktuelle bibliographische Hilfsmittel zu verfügen? Interessiert es Sie vielleicht, ob Ihr Heimatort oder Ihr letztes Exkursionsziel schon einmal im FORUM CLASSICUM erwähnt wurde?

Wenn Ihnen Ihr privates Interesse oder fachliche Notwendigkeit bisher solche Fragen vorlegte, dann konnten Sie sich entweder selbst an das Durchforsten der etwa 1400 Seiten (seit 1994) machen oder die Sucharbeit an gute Freunde oder zuverlässige Schüler/Studenten delegieren. Nun gibt es jedoch eine Lösung, die zugleich Zeit und Nerven spart: Im Januar 2000 erscheint eine CD-ROM, die Ihnen vollen Zugriff auf die mannigfaltigen Informationen des FORUM CLASSICUM er-

möglicht. Gerade die Rubriken „Zeitschriften-schau“, „Besprechungen“ sowie die kurzen Nachrichten der „Berichte und Mitteilungen“ öffnen sich so den Gesetzen des Informationszeitalters (vgl. die entsprechenden CD-ROMs großer Tageszeitungen), während sich die größeren Aufsätze mühelos nach Spezialbegriffen durchsuchen lassen.

Die CD-ROM enthält den vollständigen Text sowie alle Abbildungen und Werbeanzeigen des FORUM CLASSICUM von 1/97 bis 4/99 sowie des MDAV von 1/94 bis 4/96; die älteren Ausgaben sind über ihr Inhaltsverzeichnis durchsuchbar. Die Textdateien (80 MB) liegen im „Portable Document Format“ von Adobe vor; die entsprechende frei kopierbare Lesemaschine (Adobe Acrobat Reader) ist in Form einer sich selbst installierenden Datei auf der CD-ROM gespeichert. Mit ihrer Hilfe lassen sich alle Seiten ausdrucken und über eine umfangreiche Indexdatenbank (13 MB) komplett durchsuchen.

The screenshot shows the Adobe Acrobat Reader interface. The search menu is open, displaying options like 'Suche...', 'Indexe...', 'Ergebnisse...', and 'Suchhilfe...'. The main window displays the table of contents of the journal 'FORUM CLASSICUM' for issue 1/99. The table of contents lists various articles and their authors, along with their page numbers.

INHALT		ISSN 1432-7511	1/99
Thomas Brückner u. Gunther Scheda	Marburg 2000: Die schöpferischen Kräfte der Antike		4
Reinhard Gruhl	Zur Lage des alsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland		4
Doris Hellmuth	Über den Umgang mit Dichterstolz (Horaz, carmen 3,30)		8
Josef Zellner	Lateinunterricht am Computer - einige praktische Anregungen		16
Walter Barnikel	Fliegen im Internet - Graben im Lateinischen		19
Walter Wimmel	„Maxima debetur puero reverentia“ - ein Kernspruch für Pädagogen?		22
Wilfried Liechen	Pädagogische Methode einer Dichterin und Lehrerin		23
	Zum Goethejahr 1999		26
	Personalia		27
	Zur Diskussion gestellt		31
	Zeitschriftenschau		32
	Besprechungen		39
	Varia		65

Das „Portable Document Format“ (PDF) von Adobe ist speziell für das plattformübergreifende, elektronische Publizieren großer Textmengen mit kompliziertem Layout geschaffen worden und daher auch für den Bereich der Alten Sprachen äußerst interessant. Die einfache Erzeugung einer PDF-Datei gewährleistet, dass unsere CD-ROM jährlich aktualisiert werden kann; die Datei der jeweils aktuellen Ausgabe kann bei Bedarf auch über die Homepage des DAV nachgeladen werden, ist aber recht umfangreich (je nach Bebilderung 3-7 MB komprimiert, aktualisierter Index ca. 15 MB). In Anbetracht dieser Dateigrößen sollte Ihr Computer über mindestens 16 MB Arbeitsspeicher verfügen.

Die neuen Medien haben anstelle des vielfach erhofften qualitativen Fortschritts oft nur einen

quantitativen gebracht; doch auch dieser sollte – vor allem unter Altphilologen – nicht ausgeschlagen werden. Der sinnvolle Einsatz neuer Medien kann nach wie vor gesteigert werden. Deshalb fördert der DAV die Verbreitung der CD-ROM, indem er sie an Interessenten zum Selbstkostenpreis von **DM 18,-** (incl. Porto) abgibt; um die Herstellung kalkulieren zu können, bitten wir um **Subskription bis zum 31. Januar 2000**; nach dieser Frist wird der Preis DM 20,- pro CD betragen. Richten Sie Ihre Bestellung unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken bitte direkt an: StR Rüdiger Hobohm, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: 0 84 21 - 90 27 60.

RÜDIGER HOBOHM, Eichstätt

Personalia

Ehrung für Klaus Sallmann

Am 6. November 1999 fand in der Universität Mainz die akademische Feier anlässlich der Entpflichtung von Herrn Professor Dr. Klaus Sallmann statt, der am 24. September sein 65. Lebensjahr vollendet hatte. Die vielen Gäste aus dem In- und Ausland zeigten augenfällig die Weite seiner Arbeit für die alten Sprachen und den altsprachlichen Unterricht. Fachwissenschaftler rühmten seine Arbeit auf dem Gebiet der antiken Fachliteratur und des Neulateins. Lehrer und Kollegen zeigten, dass sie der von Klaus Sallmann vorbildlich praktizierten lebendigen Anwendung des Lateinischen anhängen und in ihm einen ihrer Vorreiter sehen. Vertreter politischer und kultureller Vereinigungen, die sich zum Ziel gesetzt haben, über die Grenzen des Faches und des eigenen Landes hinweg zu denken und zu arbeiten, zeigten den Wert von Sallmanns Mitarbeit in diesen Gremien. Kollegen und Freunde ehrten ihn durch eine Festschrift mit dem Titel „Vivida loquela“, die Herr Professor Blänsdorf im Rahmen seiner lateinischen Ansprache überreichte.

Klaus Sallmanns Verdienste um den Deutschen Altphilologenverband passen in dieses Bild ei-

nes strengen Philologen und gleichzeitig stets der Gegenwart verpflichteten politisch denkenden Menschen. Hier seien vor allem drei Verdienste hervorgehoben. Klaus Sallmann hat zusammen mit Erich Burck, Adolf Clasen und Andreas Fritsch eine kleine „Geschichte des Deutschen Altphilologenverbandes 1925-1985“ herausgegeben (1987 als Sonderheft des Mitteilungsblattes und als Broschüre erschienen). Er hat damit die Anfänge und die Entwicklung unseres Fachverbandes festgehalten. Er hat aber auch die Notwendigkeit der Werbung und Öffentlichkeitsarbeit erkannt und als erster Pressesprecher des Verbandes gewirkt. Immer wieder hat er in Zeitungsartikeln und Leserbriefen zu den Problemen, Leistungen und Forderungen unserer Fächer Stellung genommen. Schließlich hat er in die Zukunft gedacht. Es war seine Erkenntnis, dass der Sache der alten Sprachen auch dadurch gedient wird, wenn sich die Verbände der Lehrer der alten Sprachen auf europäischer Ebene zusammenschließen und die Arbeit der nationalen Verbände durch einen Dachverband unterstützt und begleitet wird. Er ist einer der Gründungsväter des Gesamtverbandes EUROCLASSICA und hat auch an sei-

ner Satzung entscheidend mitgearbeitet (vgl. MDAV 1/92). Klaus Sallmann hat sich um DAV und EUROCLASSICA große Verdienste erworben, beide Verbände sind ihm zu großem Dank verpflichtet.

ANDREAS FRITSCH u. HANS-JOACHIM GLÜCKLICH

Dank an Peter Petersen

Peter Petersen hat im September dieses Jahres den Vorsitz im Landesverband Schleswig-Holstein an seinen gewählten Nachfolger Herrn OStD Rainer Schöneich, Leiter der Kieler Gelehrtenschule, übergeben. Das ist mir Anlass, meinem Freund, Kollegen und Mitstreiter seit nahezu 30 Jahren persönlich und im Namen des DAV den herzlichsten Dank auszusprechen. Petersen hat sich wahrlich um die Alten Sprachen in Deutschland verdient gemacht. Seit der „Pädagogischen Wende“ der Curriculumreform hat er an führender Stelle an der Entwicklung des altsprachlichen Unterrichts mitgewirkt.

Zu allererst in der sog. EPA-Kommission, in der die einheitlichen Anforderungen in der Abiturprüfung Latein/Griechisch festgelegt wurden; daraus ist die sog. Hansen/Petersen-Matrix zur Erstellung der Interpretationsaufgabe in den Prüfungen hervorgegangen. Die angemessene Leistungsbeurteilung ist seitdem ein zentrales Anliegen von Petersen geblieben; hierzu leitete er bis vor kurzem eine Kommission des DAV. Hohe Kompetenz erwarb er sich zudem auf dem Gebiet der Textgrammatik und der Unterrichtsgestaltung nach modernen Methoden. Als Fachdidaktiker an der Universität Kiel für Latein und Geschichte hat er sich in die pädagogische Literatur bestens eingelesen.

Peter Petersen ist einer jener Fachvertreter, die mit Leidenschaft und bildungstheoretischem Wissen auf der politischen Bühne die Sache des Lateinischen zu vertreten versuchen. Sein Wirken war hier sehr erfolgreich. Auf unzähligen Fortbildungsveranstaltungen hat er sein Wissen weitergegeben und gibt es weiter, wobei immer die nahezu sprichwörtlich gewordenen „Petersen-Papers“ (umfangreiches Kopiermaterial) die Grundlage bilden.

Als Referent genießt er hohes Ansehen. Dass ihn sein Können auch die Berufung in Lehrbuch-Autorengremien eingebracht hat, war eine ganz natürliche Folge. Dort versucht er seine Vorstellungen von einem modernen Lateinunterricht zu verwirklichen.

Freilich haben sein Engagement und die damit verbundenen Belastungen seiner Gesundheit geschadet. Petersen stellte die Sache zu sehr über seine Person. Das ist nicht ohne Gefahr. Doch scheint es eine prägendes Kennzeichen seiner Persönlichkeit zu sein, für das als richtig Erkannte zu kämpfen und sich für andere einzusetzen. Das macht ihn sympathisch und zeugt von seinem hohen menschlichen Wert. Wie viele andere habe auch ich von ihm sehr viel gelernt und oft Hilfe bekommen. Deshalb ist und war mir die Freundschaft mit ihm sehr viel wert. Ich wünsche ihm eine Stabilisierung seiner Gesundheit und, soweit es ihm möglich ist, ein weiterhin erfolgreiches Wirken auf all jenen Feldern, auf denen er sich bisher bewährt hat.

FRIEDRICH MAIER

Glückwünsche an Hans-Joachim Glücklich

Prof. Dr. Hans Joachim Glücklich ist mit dem Jahr 1999 für vier Jahre zum Vorsitzenden der EUROCLASSICA gewählt worden. Dafür seien ihm auch an dieser Stelle die herzlichsten Glückwünsche ausgesprochen. Möge es ihm gelingen, diesem Zusammenschluss der europäischen Landesverbände eine stärkere Dynamik als bisher zu geben. Dringend erwünscht wäre eine Resolution, die sich an die zuständige Behörde im Europazentrum in Brüssel richtet und in der die identitätsstiftende Kraft herausgestellt wird, die in der Beschäftigung mit den Wurzeln der europäischen Kultur steckt. Eine positive Aussage dazu „von oben“ wäre allen nationalen Verbänden eine echte Hilfe.

Herr Glücklich wird seine Funktion als Landesvorsitzender von Rheinland-Pfalz aufgeben, um sich ganz der neuen, verantwortungsvollen Aufgabe widmen zu können. Für alles bisher von ihm im Dienste des DAV Geleistete sei ihm auch an dieser Stelle Dank und Anerkennung ausgesprochen.

FRIEDRICH MAIER

Zur Linguistikausbildung im universitären Lateinstudium

Eine Entgegnung zur Empfehlung der gemeinsamen Kommission Sprachwissenschaft der Mommsen-Gesellschaft und des Deutschen Altphilologenverbandes

In FORUM CLASSICUM 3/99, 172ff., ist eine – auch an die Mitglieder der Mommsen-Gesellschaft versandte – Empfehlung betreffend Linguistikausbildung im universitären Lateinstudium publiziert worden. Dass darin für alle Studierenden der Klassischen Philologie eine Einführung in die Sprachwissenschaft (2 Semesterwochenstunden) gefordert und eine Vorlesung zur Sprachgeschichte sowie ein (Pro)Seminar zu einem sprachwissenschaftlichen Thema (je 2 Semesterwochenstunden) mindestens anzubieten dringend empfohlen wird, kann ich nur unterstützen, ja ich betrachte dies als das absolute Minimum.

Das Empfehlungs-Papier hat indessen einen großen Haken, der mich veranlasst, recht kritisch dazu Stellung zu nehmen: Es gibt nämlich keine Antwort auf die Frage, wer denn diese Stunden halten soll.

Es wird ja wohl in Deutschland nicht die Erwartung herrschen, dass in naher Zukunft jedem Seminar für Klassische Philologie eine Professur für griechische und lateinische Sprachwissenschaft bewilligt werden wird, geschweige denn je eine. Nur vollwertige, die Kontinuität sichernde Stellen aber können dem dargestellten Zweck dienen.

Damit stünde die ganze Empfehlung, so gut gemeint sie ist, auch schon praktisch mit einem Fuß im Grab. Ich möchte aber weitergehen und an einen in letzter Zeit etwas aus dem Blick geratenen, früher aber sehr bewährten Ausweg aus der schwierigen Situation erinnern.

Die Kommission schreibt: „Die Vermittlung sprachwissenschaftlicher Kenntnisse unterblieb daher vielerorts entweder ganz oder war dem ortsansässigen Indogermanisten überlassen, ohne daß man bedachte, daß die Indogermanistik eine andere wissenschaftliche Aufgabe wahrzunehmen hat als die Klassische Philologie.“

Dies ist zu modifizieren. Die Indogermanistik hat in vielerlei Hinsicht sich mit denen der Klas-

sischen Philologie überschneidende Aufgaben. Insbesondere sind die griechische und lateinische Sprache, und damit auch manche wichtigen in diesen Sprachen geschriebenen Texte, von jeher prominente Betätigungsfelder der Indogermanisten, sind doch diese Sprachen zwei der drei wirklich gut bezeugten älteren Mitglieder der erforschten Sprachfamilie. Denken wir nur an die Beiträge eines Schulze, Wackernagel, Sommer. Ich hätte auch durchaus Mühe, heutige Ordinarien der Indogermanistik zu benennen, denen ich die für die geforderten Kurse nötigen Kenntnisse in Latein und Griechisch absprechen müsste. Das Problem scheint mir einzig in einer mangelnden Kooperation der Klassischen Philologie und der Indogermanistik zu liegen. Dies liegt zweifellos an beiden Seiten, und an beiden Seiten wäre es nun auch, diese Kooperation, die früher ganz selbstverständlich war, wiederherzustellen, etwa durch Vergabe von Lehraufträgen in Griechischer und Lateinischer Sprachwissenschaft an den Indogermanisten und seine Mitarbeiter und umgekehrt durch geeignete Angebote der Klassischen Philologie für die Studierenden der Indogermanistik, denen eine fundierte philologische Ausbildung nur gut tun kann, ferner durch gemeinsam durchgeführte Lehrveranstaltungen usw. Gerade Referat und Korreferat für Magister- und Doktorarbeiten mit teils philologischer, teils sprachwissenschaftlicher Thematik sind ausgezeichnete Gelegenheiten zur Zusammenarbeit. Der Passus: „Eine sprachwissenschaftliche Magisterarbeit oder Promotion auf dem Gebiet der Alten Sprachen kann nur unter großen Schwierigkeiten betreut werden, weil meist kein kompetenter philologischer Fachvertreter zur Verfügung steht und weil die Fakultäten eher dazu neigen, derartige Arbeiten in den Zuständigkeitsbereich des Indogermanisten zu verweisen. Sehr oft werden solche Arbeiten aber schon im Ansatz mit dem Hinweis auf spätere schlechte Berufs-

chancen für die wissenschaftliche Laufbahn abgelehnt.“ stellt der Bereitschaft der Fakultäten und der betroffenen Fachvertreter zu fachübergreifendem Denken und Handeln wahrlich kein gutes Zeugnis aus und schreit regelrecht nach einer Korrektur.

Die Stoßrichtung der Empfehlung freilich zielt darauf, die sachlichen Bande zwischen Indogermanisten und Klassischen Philologen durch Einführung von Sprachwissenschaftlern in der Klassischen Philologie nun sogar institutionell zu durchtrennen. Das halte ich für verkehrt. Und ich halte es auch für unnötig. Denn was die Kommission als Erfordernisse für die sprachwissenschaftliche Ausbildung der Philologen auflistet, leistet der seriöse Indogermanist schon heute. Es ist eine verbreitete Irrmeinung, die neuen sprachwissenschaftlichen Strömungen seien an der Indogermanistik ohne Wirkung vorbeigegangen. Selbstverständlich nimmt diese alles, was sie davon für die Zwecke der historischen Sprachwissenschaft brauchen kann, mit Freuden auf, einmal abgesehen davon, dass einiges davon ja nur (gute) alte Ware in (besserer oder schlechterer) neuer Verpackung ist.

Dagegen hat die synchrone Sprachwissenschaft erst vor kurzem begonnen, sich der historischen Dimension wieder zu besinnen, und die Resultate dieses Umweg-Zugangs, gerade auch die Experimente mit Themen aus den Alten Sprachen, sind erst zu einem kleinen Teil als gelungen oder vielversprechend zu bezeichnen.

Die historische Dimension, so richtig es ist, sie wiederzubeleben, genügt eben nicht. Für eine fundierte Sprachwissenschaft der Alten Sprachen ist der historisch-sprachvergleichende Aspekt unverzichtbar. Das fängt schon bei der Koppelung der Sprachen Latein und Griechisch an, von denen die Vertreter der „glottologia latina, glottologia greca, linguistique latine, linguistique grecque“ meistens nur eine im Auge haben. Wie aber soll der Sprachwissenschaftler ein griechisch-lateinisches Problem des häufigen Typs „Entlehnt oder urverwandt?“ beurteilen, wenn er nicht einmal die beiden betroffenen Sprachen, geschweige denn die anderen indogermanischen Sprachen sprachwissenschaftlich überblickt? Im einzelnen zu den aufgezählten Erfordernissen:

Sprachwissenschaftliche Terminologie (auch z. B. Phon / Phonem, Morphem) lernt man in der Indogermanistik routinemässig. Von der Phonologie schreibt die Kommission selber, dass sie mit derjenigen der modernen Sprachen nicht zu schaffen ist. Die Erarbeitung des synchronen Lautsystems jeder Sprachstufe (von Homer bis Nonnos, von Plautus bis Prudentius) war schon immer eine der Grundaufgaben der historischen Lautlehre. Auch in Prosodie und Metrik waren es die Sprachwissenschaftler alter Schule, die die wissenschaftlichen Erkenntnisse gewannen. Im Griechischen ist synchrone Lautlehre nicht ohne Beherrschung der historisch-vergleichenden Dialektologie zu meistern, im Latein nicht ohne genaue Kenntnis der zeitgenössischen griechischen Aussprache. Im übrigen ist die Frage der Annäherung an die „korrekte“ Aussprache von einem gewissen Punkt an Geschmacksache und das Aufheben, das wegen Fragen wie „Zäsar oder Kaesar?“ gemacht wird, völlig übertrieben; wir werden sowieso nie auch nur annähernd akzentfrei Latein oder Griechisch sprechen, was sofort klar wird, wenn man sich vor Augen führt, dass in Umbrien Cicero schon Jahrhunderte vor Cicero mit einem Zischlaut und Caesar schon Jahrhunderte vor Caesar mit [e:] ausgesprochen wurde. Die für unverzichtbar erklärte historische Lautlehre mit ihren Gesetzen und Regeln des Lautwandels schließlich ist ohne indogermanistischen Sprachvergleich blutleer: Man kann lange behaupten, dass gr. *θεῖνω* und *φόνοϛ* oder lat. *facere* und *abdere* je dieselbe Wurzel enthalten, bewiesen werden kann es nur anhand von Gleichungen mit Formen in anderen Sprachen.

Was die Morphologie betrifft, ist es immer lehrreich zu zeigen, dass das Morphem (einschließlich des Nullmorphems) eine Erfindung der altindischen Grammatiker ist, dass in der Indogermanistik die Morpheme verschiedener Funktion auseinandergehalten wurden und werden (Flexionsendungen, Stammbildungssuffixe, Wortbildungssuffixe etc.), und erst die jüngere Sprachwissenschaft aus theoretischen Erwägungen sowie aufgrund spezieller Voraussetzungen in modernen europäischen Sprachen unter dem Namen „Morphem“ alles in einen Topf zusammengeworfen hat. Gerade in der Morphologie,

und ebenso in der Wortbildungslehre, ist ein Einblick in die dritte klassische indogermanische Sprache, das Sanskrit, nach wie vor speziell für Klassische Philologen ein großer und durch nichts anderes ersetzbarer Gewinn – und dient erst noch der kulturhistorischen Horizonterweiterung, etwa durch den Vergleich von Rigveda-Hymnen mit den Homerischen Hymnen und Epen. Die Sanskritsprache aber fällt meist in die Domäne des Indogermanisten.

Zum Abschnitt *Lexikalische Semantik und Etymologie* ist erstens zu bemerken, dass „die Erklärung des Wortes lateinisch *deus*, griechisch *θεός* sowohl von der Bildung als auch von seinem Inhalt her“ verdächtig danach klingt, als ob sich die Kommission nicht bewusst gewesen sei, dass *deus* und *θεός* etymologisch nicht miteinander verwandt sind; zweitens, dass die am Ende des Abschnittes als „fundamentale sprachphilosophische Erkenntnis“ angepriesene Sapir-Whorf-These heute als widerlegt gilt.

Die *Syntax* ist wohl das am meisten diskutierte Gebiet in der jüngeren Sprachwissenschaft. Experimente mit valenz- und dependenzgrammatischen Ansätzen sind durchaus instruktiv, transformationsgrammatische Experimente ebenso, jedenfalls wenn sie auf terminologisch menschenfreundliche Weise durchgeführt werden und auch nicht verschwiegen wird, dass die Satzgliederanalyse oder die Überführung eines temporalen Nebensatzes in einen Ablativus absolutus, wie sie im Lateinunterricht schon immer geübt wurde, im Grunde auf dasselbe hinauslaufen. Der Indogermanist, der die neueren Theorien fundiert mit der hochentwickelten traditionellen Syntax (z. B. Kühner-Stegmann) vergleichen kann, bietet hier – jedenfalls bei der Darstellung der Alten Sprachen – am ehesten Gewähr für ein ausgewogenes Bild.

In der *Textlinguistik* (auch Pragmatik, *Discourse analysis* usw.) liegen meiner persönlichen Ansicht nach die meisten auch für die Alten Sprachen instruktiven und wertvollen Erkenntnisse der jüngeren Sprachwissenschaft, wobei auch hier die zahlreichen früheren Teilerkenntnisse aus der traditionellen Rhetorik, Stilistik und Grammatik nicht gering geschätzt werden dürfen.

Varietäten- und Soziolinguistik sind zwar relativ neue sprachwissenschaftliche Richtungen, doch sind zu ihrer Erforschung im Bereich der Alten Sprachen gute etymologische und (im Falle des Griechischen) dialektologische Kenntnisse unabdingbar. Dass hier auch der Vergleich mit den Verhältnissen in anderen, verwandten Sprachen und Literaturen wertvolle zusätzliche Einsichten vermitteln können, sei nur angedeutet.

Die Darstellung der lateinischen und der griechischen *Sprachgeschichte* gehört ebenfalls zum Pflichtenheft des Indogermanisten, wobei das Fortleben des Lateins ins Vulgärlatein und die romanischen Sprachen hinein wohl tatsächlich in der Lehre oft zu kurz kommt. Hier sehe ich eine wichtige Aufgabe des heute meist einzigen Vertreters der historisch-sprachvergleichenden Optik und Methode, des Indogermanisten, nämlich auch diese „zweite Hälfte“ der lateinischen Sprachgeschichte vermehrt in seine Lehre (und Forschung) einzubeziehen. Dafür braucht es gewiss keine neuen sprachwissenschaftlichen Stellen innerhalb der Klassischen Philologie, vor allem wenn das Thema auch noch in erweitertem Rahmen, d. h. die Sprachgeschichte Europas umfassend, dargestellt werden soll (z. B. im Rahmen einer Vorlesung über Etymologie), wozu auch Kenntnisse der germanischen, slavischen und möglichst auch der keltischen Sprachen nötig sind.

Fazit: Die Empfehlung der Kommission ist grundsätzlich zu unterstützen, in der Realisation aber ist sie unrealistisch, ungeeignet und Verschwendung vorhandener Ressourcen. Meine Empfehlung ist es, wieder eine enge Kooperation zwischen der Klassischen Philologie und der Indogermanistik anzustreben, welche letztere die meisten der dargestellten Bedürfnisse der Klassischen Philologie schon jetzt befriedigend abdecken kann, die restlichen relativ leicht nachliefern könnte und im übrigen an einer heutigen Universität noch viele weitere Aufgaben zu versehen hat, die eng umschriebene Dozenturen für einzelsprachliche griechische und lateinische Sprachwissenschaft niemals versehen können. Wünschenswert wäre bei der Realisierung der hier umrissenen Kooperation freilich eine großzügige Abgeltung der zu erbringenden Leistungen.

gen in Form von zusätzlichen Lehrauftragsmitteln. Dies käme immer noch bedeutend günstiger zu stehen als die Einrichtung permanenter Stellen innerhalb der Klassischen Philologie, wie sie der Kommission vorschweben. Ich bin mir auch sicher, dass sich unter günstigen äußeren

Umständen die allermeisten Inhaber indogermanistischer Lehrstühle und Dozenturen freuen würden, entsprechende Angebote zu erbringen.

Prof. Dr. RUDOLF WACHTER,
Seminar für Klassische Philologie, Basel

Anmerkungen zu Fr. Maier, Die Antike am Scheideweg

(FORUM CLASSICUM 3/99, S. 131ff.)

Während eines akademischen Banketts schwärmte Walter F. Otto von der unvergleichlichen Erhabenheit der Götter Griechenlands. Da fragte Karl Reinhardt: „Haben Sie denn heute Zeus schon einen Stier geopfert, Herr Kollege?“

Die Anekdote hörte ich als junger Student von einem unserer Professoren. Sie hat sich tief eingepägt. Erhellte sie doch mit einem Schlag den Abstand zwischen Heute und Damals. Umgekehrt öffnete sie uns Adepten der „klassischen“ Philologie ein Tor zum differenzierten Verständnis des „nächsten Fremden“. Die Begeisterung für die Gegenstände unserer Studien wurde nicht gebremst, sondern geläutert und vertieft.

Darum wurde mir bei der Lektüre von F. Maiers Leitartikel „Die Antike am Scheideweg“ (F.C. 3/99) zunehmend unbehaglich. Dazu einige Bemerkungen:

1. Die Warnung vor einem fachpolitischen Verstummen im bildungspolitischen Konzert ist sehr berechtigt. Aber sie bleibt leer und wirkungslos, solange nicht präzise differenziert wird, worin nun ganz konkret ‚das Angebot der Antike‘ besteht. Maier bleibt, sogar für den Rahmen eines Leitartikels, zu pauschal. Begriffe wie ‚humanistische Bildung‘, ‚klassische Studien‘, ‚die Antike‘ sind vielleicht als kommunikative Kürzel zu verstehen, helfen aber nichts im Kontext einer unterrichtsrelevanten Fachdidaktik. Dazu ist die Antike tatsächlich viel zu komplex und unsere Schullektüre zu dürftig.

2. Die Aussage ‚Die Alte Welt droht aus der Erinnerung der Menschen zu verschwinden‘ stimmt einfach nicht, nicht einmal in dieser vorsichtigen Formulierung. Ein Blick auf die Theaterprogramme, die Publikationen der Verlage oder auf die Besucherzahlen selbst der nüchternsten Aus-

stellungen – à la ‚opus caementicium‘ – beweist das Gegenteil. Antike als Erlebnisraum, auch als historische Kuriositätenkammer zum Beweis der eigenen Superiorität findet nach wie vor in der Fun- und Freizeitgesellschaft ungebrochenes Interesse.

Keine Begeisterung weckt dagegen die Auseinandersetzung mit den originalen Texten dieser Kultur. Man sieht, angesichts der Fülle guter Übersetzungen, die Notwendigkeit nicht ein, in langwieriger Mühe zwei schwere Sprachen zu erlernen. Die miserablen schulischen Rahmenbedingungen bewirken ein Übriges. Wie soll man auch einem mediengewieften Jugendlichen, der überall auf schnelle Erfolge gedrillt wird, davon überzeugen, dass sein Herumstochern im Nebel der Ahnungslosigkeit oder bestenfalls permanenter Unsicherheit, *vulgo*: Übersetzen, einen bildungsrelevanten Wert darstellen soll.

Was unter heutigen Voraussetzungen in jeder Schulstube der Bundesrepublik (mit Ausnahme wohl einiger altsprachlicher Gymnasien) an Spracherwerb und Textarbeit überhaupt noch möglich ist, steht in so krassem Widerspruch zu den festreden-schmückenden Werten der ‚humanistischen Bildung‘, dass gerade den engagiertesten Kolleginnen und Kollegen die Flucht in die Introvertiertheit nicht zu verübeln ist.

Ist das Ideal zu hoch gehängt, wird es im Dunst der Allgemeinplätze schnell unsichtbar, und die nackte Realität kann es nicht einmal mehr im Auge behalten. Wie sollte da die ‚Zukunft der Antike‘ im Ernst von der ‚engagierten Fachpolitik‘ abhängen? Das heißt doch die Zunft der Altsprachler hoffnungslos überfordern.

3. Doch nehmen wir einmal an, dieser zuletzt zitierte Gedanke sei keine Überforderung der jungen Lehrer-Generation, sondern träfe zu, so

scheint mir die folgende Kritik Maiers an der ‚bloßen Methodendiskussion‘ des AU logischerweise verfehlt. Dies aus mehreren Gründen:

a) Methodendiskussion ist stets praxisrelevant, betrifft den konkreten Unterricht, also den Ort, quasi die „Front“, wo ‚das Angebot der Antike‘ dank der Methodenkompetenz der Unterrichtenden angenommen oder verworfen wird. Sie bezieht notwendigerweise stets auch literarische oder realkundliche Inhalte ein, setzt also einen kleinen Teil des Ideals in die Unterrichtswirklichkeit um.

b) Leider besteht immer noch, auch nach nunmehr über 30 Jahren Diskussion, großer Bedarf an Methodikmodellen. Nicht nur, weil hinter jeder methodischen Entscheidung eine grundsätzliche didaktische Überzeugung steht. Vor allem sind viele Vorschläge und Erörterungen aus den Fachpublikationen nie im Klassenzimmer angekommen. Wer sich fachkritisch umschaute, weiß, wovon ich spreche. Was sich verbessert hat, war vielerorts nur das Layout der Lehrbücher.

c) Ohne ein persönlichkeitsadäquates und überzeugend gehandhabtes Methodenkonzept ist keine ‚aktuelle Überzeugungsarbeit‘ zu leisten. Weder Schüler noch Eltern lassen sich mit hehren, doch leeren Begriffen abspesen. Das weiß Maier natürlich. Ob die allgemeine Öffentlichkeit nicht zuweilen auch froh wäre, konkretere Methodenkonzepte vorgelegt zu bekommen als es in Feierstunden des Humanismus meist geschieht?

4. Unbedingt zuzustimmen ist Maier dort, wo er das ‚Skandalon‘ der heutigen fachdidaktischen Universitätsausbildung beklagt. Hier müsste sich in der Tat eine gewaltige Änderung vollziehen, bedürfte es einer herkulischen Anstrengung: Die Lage ist mehr als desolat. Es besteht nicht nur Diskussions-, sondern eiliger Handlungsbedarf. Aber wer soll ändern? Wer handeln? Maier selbst als Insider ist zu Recht skeptisch. Mir persönlich scheint nach 25 Jahren Ausbildertätigkeit am Studienseminar zweifelhaft, ob selbst Herkules hier noch retten könnte.

5. Sollten wir Altsprachler uns aber nicht auch ernsthaft der Frage nähern: Ist nicht alles transferierbare antike Gedankengut im Lauf der europäischen Geistesgeschichte so extensiv rezipiert worden, dass in weiterer Zukunft eine persönlich-individuelle Aneignung durch Begegnung mit

dem Original tatsächlich überflüssig wird? Mag auch der ungeheure pädagogische Wert einer frühen Auseinandersetzung mit der ἀρχή eines Problems, die *in nuce* auch dessen künftige historische Entfaltung in sich birgt, gültig bleiben, wir müssen uns der banalen Frage stellen: Wie verhält sich der dafür heute nötige Aufwand zum tatsächlich erreichbaren Nutzen? Ist diese Frage im Kontext schulischer Realität unberechtigt?

Fazit: Der Artikel gehört nicht zu Maiers Bestleistungen. Wir sollten uns nicht in einer Art Endzeitstimmung zum Ewig-Allgemeinen verführen lassen. *Business as usual* war uns nie vergönnt und wird es auch künftig nicht sein. Aber die Zukunft von Latein und Griechisch als Schulsprachen hängt weder von der guten Arbeit des Einzelnen im Klassenzimmer noch von hochwertigen Didaktik-Diskussionen oder universitärer Forschung und Lehre ab, sondern von einem vielfältigen, komplexen Geflecht soziokultureller Faktoren, auf die wir als Individuen nur begrenzten Einfluss haben. Andererseits kann die dauernde Herausforderung als Ansporn zu fruchtbarer *virtus* verstanden werden, für die das Werk F. Maiers selbst ein verpflichtendes Beispiel liefert.

DIETER GAUL, Bad Vilbel

Sehr geehrter Herr Professor Dr. Maier, Ihren Artikel „Die Antike am Scheideweg ...“ im FORUM CLASSICUM (3/99, S. 131ff.) habe ich mit großem Interesse gelesen. Ihre Forderung nach einer „engagierte(n) Fachpolitik“ und „fachpolitische(m) Engagement“ für die „Zukunft der Klassischen Sprachen“ findet meine nachdrückliche Zustimmung.

Nicht mehr „nur“ Griechisch, auch das in besonderem Maß gymnasialtypische Fach Latein droht in unserer Zeit bei Medien, Wirtschaft, Hochschullehrern, Elternvertretern und nicht zuletzt bei Politikern in der Frage der „Akzeptanz“ des Gymnasiums (bzw. des je einzelnen Gymnasiums) durch die Eltern der „Praxisorientierung“ und „Kundenorientierung“ zum Opfer zu fallen.

Bereits im Jahr 1992 haben Sie in Ihrem Briefwechsel mit dem damaligen bayerischen Kultusminister Hans Zehetmair Ihre „Sorge um das Fach

Latein in Bayern“ ausgedrückt; in seinem Schreiben vom 15.10.99 an die Fachkolleg(inn)en spricht der Vorsitzende des Landesverbandes Bayern im Deutschen Altphilologenverband nun von „höchster Gefahr“ für das Fach Latein.

Zu Recht kritisieren Sie, es rühre sich „nichts oder wenig in der klassisch philologischen Szene, das von einer engagierten und kompetenten Teilhabe am Zeitdialog über die ‚Bildung der Zukunft‘ zeugen könnte“, und zu Recht kritisieren Sie in diesem Zusammenhang die Beschränkung auf den fachlich-methodisch-didaktischen Themenbereich im ALTSPRACHLICHEN UNTERRICHT und im GYMNASIUM. ich persönlich würde mit Einschränkung auch das FORUM CLASSICUM und DIE ALTEN SPRACHEN IM UNTERRICHT nennen – sollte ich mich irren, bitte ich um Nachsicht.

Nur mit Einschränkung zustimmen möchte ich Ihrer Kritik an den „neuen“ Latein- und Griechischlehrern – mit großer Einschränkung deshalb, weil Sie bei den möglichen Antworten auf die Frage nach dem Grund für ihr mangelndes fachpolitisches Engagement m. E. zwei wesent-

liche Gesichtspunkte „vergessen“ (*sit venia verbo!*): die Altersstruktur¹ der Lehrerkollegien an den Gymnasien im allgemeinen und das Durchschnittsalter der Fachkollegen für Griechisch und Latein im besonderen sowie das neben den erschwerten Rahmenbedingungen am Arbeitsplatz Schule besonders gravierende Problem der Arbeitszeit und Arbeitsbelastung.²

Zur „Ehrenrettung“ meiner Fachkolleginnen und -kollegen, zu denen ich bis zu meiner Pensionierung nach dem SchwbGes. im Jahr 1996 gehörte, und auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen möchte ich mir diesen Hinweis ausdrücklich erlauben.

- 1) Das Durchschnittsalter der Gymnasiallehrer in Bayern nähert sich der Marke von 50 Jahren, das der Altphilologen liegt bereits darüber.
- 2) Die Ergebnisse der einschlägigen Untersuchungen sind Ihnen sicherlich nicht unbekannt.

Mit den besten Wünschen für Sie und Ihre Arbeit und mit kollegialen Grüßen

REINHOLD BEER, Amberg

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Gymnasium 106, 1999, H.5: H.-E. Tenorth, Antike im Kanon: Vertraute Herkunft – Verstörende Gegenwart. Erwartungen eines Erziehungswissenschaftlers an die Alten Sprachen, 385ff.; M. von Albrecht, Catull: ein Dichter mit europäischer Ausstrahlung, 405-442. – **Hermes** 127, 1999, H.3: R. Alden Smith, Pindar's Ol.14: A Literal and Literary Homecoming, 257ff.; Th. Schirren – N.J.Koch, Fügung zur Einheit – Zu Polyklet Frg. B 1 D.-K., 263ff.; D. J. Jakob, Der Redenstreit in Euripides' Alkestis und der Charakter des Stückes, 274ff.; J. Holzhausen, Zu TrGF 43 F 19 (=VS 88 B 25), 286ff.; A. Natalicchio, Il processo contro Eratostene, 293ff.; A. Landi, Saggio sulla varietà diamesica del Bellum Africanum, 303ff.; P. Kyriakou, Aeneas' Dream of Hector, 317ff.; A. Cucchiarelli, Hor. epist. 1,19,29: pede mascula Sappho, 328ff.; M. Janka, Wenn Götterväter zürnen ... Von Zeus und Aigisth

zu Jupiter, Augustus und Lykaon (Ov. met. 1,163-252), 345ff.; Th. Fuhrer, Der Götterhymnus als Prahlrede – Zum Spiel mit einer literarischen Form in Ovids „Metamorphosen“, 356-367. – **Historia** 48, 1999, H. 3: T. R. Bryce, Anatolian Scribes in Mycenaean Greece, 257ff.; M. Vickers, Alcibiades and Melos: Thucydides 5,84-116, 265ff.; R. S. Howarth, Rome, the Italians, and the Land, 282ff.; W. Portmann, Die politische Krise zwischen den Kaisern Constantius II und Constans, 301ff.; K. Mosig-Walburg, Zur Schlacht bei Singara, 330-384. – **Göttingische Gelehrte Anzeigen** 251, 1999, H. 1-2: P. Roth über Homeri Ilias, ed. H. van Thiel, 1ff.; C. Oser-Grote über Ch. Lichtenthaeler, Neuer Kommentar ... zum III. Epidemienbuch des Hippokrates, 13ff.; J. Eingartner über Lembke, Das Iseum Campense in Rom, 20ff.; F. Runscheid über L. Vandeput, The Architectural Decoration in Roman Asia Minor, 38ff.; H.-G. Nesselrath über

M. Weissenberger, Literaturtheorie bei Lukian, 48ff.; Th. Hays über P. Stotz, Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. Formenlehre 60-65; H. Schlange-Schöningh über St. Rebenich, Zur Korrespondenz Theodor Mommsen – Adolf von Harnack, 106ff. – **Gnomon** 71, 1999, H.5: D. Kienast über The Cambridge Ancient History, IX (43 B.C. - A.D.69), 424ff.; K. Clarke über R. Syme, *Anatolica. Studies in Strabo*, 423-437. H. 6: B. Linke über Ch. Smith, *Early Rome and Latium. Economy and Society c. 1000-500 B.C.*, 520-525; G. Dobesch über B. Kremer, *Das Bild der Kelten bis in augusteische Zeit. Studien zur Instrumentalisierung eines antiken Feinbildes bei griechischen und römischen Autoren*, 529-534. H. 7: E. Will über H. Botermann, *Das Judendikt des Kaisers Claudius. Römischer Staat und Christiani im 1. Jahrhundert*, 610-616; A. Vasaly über E. Narducci, *Cicerone e l'eloquenza romana. Retorica e progetto culturale*, 643f. H. 8: L. Burckhardt über The Cambridge Ancient History, IX (146-43 B.C.), 678ff.; J. Lehnen über *Das frühe Christentum bis zum Ende der Verfolgungen. Eine Dokumentation* von P. Guyot – R. Klein (I/II), 681-685. – **Mitteilungsblatt des DAV-Hessen** 46, 1999 H. 3-4: M. Gruber, *Zur Lage des Griechisch-Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland*, 8-16. – **Vox Latina** 35, 1999, H. 137: N. Meyer zu Uptrup, *De creatione ex nihilo*, 310-324.

ECKART MENSCHING

B. Fachdidaktik

Der **Altsprachliche Unterricht**, Heft 4/99, trägt den Titel „Wortschatzarbeit 1. Die Vokabelkartei“. In einem ersten Basisartikel („Wortschatzarbeit – wie, warum, wozu?“) fasst R. NICKEL grundsätzliche Aspekte des Wörterlernens im Lateinunterricht zusammen: Abgrenzung des Lernwortschatzes, textbezogene Möglichkeiten des Wortschatzerwerbs, unterschiedliche Ordnungsprinzipien und ihre Kombinationsmöglichkeiten. – Der in diesem Heft schwerpunktmäßig vorgestellte Methode, der Vokabelkartei, sind der zweite Basisartikel von E. SCHIROK („Neue Wege in der Kunst des Vokabellernens: Die Vokabelkartei“) sowie zwei weitere Beiträge gewidmet: CHR. CZEMPINSKI: „Der Ampelkasten“. Ein prak-

tisches Beispiel für den Erst-Umgang mit der Vokabelkartei in der Unterstufe“ und E. SCHIROK: „Vokabelkarten und Vokabelkartei in der Praxis“. – Einen anderen Weg zeigt A. SCHWEERS: „Kumpel Latein“. SchülerInnen schaffen sich Merkhilfen“. Hier geht es um individuelle Zusätze in Vokabelheften. Ideen für phantasievolle Wortschatzübungen und -wiederholungen bieten die Beiträge von M. PFEIFFER („Wortschatzwiederholung und -erarbeitung in der Sekundarstufe I und II“) und D. ESSER („Innovative Übungsformen für die Wortschatzarbeit“). – Die „andere“ alte Sprache berücksichtigt ein Beitrag von R. NICKEL: „Lektürebezogene Wortschatzarbeit im Griechischunterricht“. – Eine Fundgrube für lateinischen Wortschatz und ein Anwendungsgebiet für Lateinkenntnisse im Alltag erschließt J. RABL in einem Oberstufenprojekt: „Telefonbuchlatein. Die Gelben Seiten im Unterricht“. – Nicht allein um Wortschatzarbeit, sondern um die Weitergabe von Lerntechniken geht es M. HÄUSSINGER: „Die Lernecke. Schüler helfen Schülern lernen“: Er schlägt die Einrichtung einer „Lernecke“ im Klassenraum vor, in der Lerntipps gesammelt und von Schülern verwaltet werden. – Als Miniposter stellt T. VISSER das „Trierer Rennfahrer-Mosaik“ vor. – **Heft 5/99** ist der Komödienlektüre gewidmet. Im Basisartikel „Komödienlektüre im Lateinunterricht“ stellt W. HEILMANN die Veranschaulichung und das Nacherleben bzw. Nachspielen dieser Texte gegenüber der distanzierten Interpretation ihrer Inhalte hervor. Eine Beilage zu diesem Beitrag von H. NISSEN behandelt „Aspekte szenischer Interpretation“. – Lektürebeispiele für verschiedene Stufen des Lateinunterrichts bieten die Beiträge von O. LAHANN („Pulcher, salve! Pulchra item!“, *Miles gloriosus* als Erstlektüre“) und N. KAISER („T. Macci Plauti Amphitruo. Komödienlektüre in der Oberstufe“). Beide Beiträge bieten einen Abriss der Unterrichtseinheit incl. Klassenarbeitsvorschlag. – Einen noch weitgehend unbekanntem, wenn auch als Schulausgabe vorliegenden, Komödientext aus dem 16. Jahrhundert stellt J. HAMACHER mit Beispielen zur unterrichts- und aufführungspraktischen Umsetzung vor: „Caesar et Cicero in comoedia. Frischlins ‚Iulius redivivus‘ als Schullektüre“. – Allgemein auf Methodisches

zielt der Beitrag von K.-H. NIEMANN: „Schauen – Durchschauen – Darstellen. Möglichkeiten der Veranschaulichung bei der Komödienlektüre.“ – Die Beiträge zur griechischen Komödie werden eingeleitet durch einen weiteren Basisartikel von L. LENZ: „Aristophanes“. – Der Lektürevorschlag von M. MADER („Aristophanes: ‚Plutos‘“) bietet als Materialien eine Textauswahl und eine deutsche Nacherzählung. – Eine lateinische Fassung des Silvestersketches *Dinner for one* schließt die Vorschläge zur Komödie als Schullektüre und Spielvorlage ab (J. BERTRAM/J. BIRKEN: „Cena uni parata. Idem processus ac singulis annis“). – Das „Miniposter“ von T. VISSER zeigt die „Juno Ludovisi“.

HARTMUT SCHULZ, Berlin

Mit dem eindrucksvollen Eröffnungsvortrag beim Heidelberger DAV-Kongress 1998 beginnt das Heft 5/1999 von **Gymnasium**: H.-E. TENORTH, „Antike im Kanon: Vertraute Herkunft – Verstörende Gegenwart. Erwartungen eines Erziehungswissenschaftlers an die Alten Sprachen“ (385-404). Der Berliner Pädagoge registriert: „Die Nische existiert, in der die Antike überlebt, aber sie ist klein und sie schrumpft, und für das Griechische ist es inzwischen existenzbedrohend“, stellt dann aber ebenso fest: „Die alten Sprachen, die Philologie als spezifische Form und als Lernangebot, können daher eine Leistung versprechen, die man bildungstheoretisch von Schule erwarten muss, wenn der Ort jenseits der Zertifikate und der Eröffnung von Karrieren einen genuinen Sinn behalten und beanspruchen soll. Signifikant für diese Leistung ist die Eröffnung von Distanz gegenüber dem Alltag und dem, was man sowieso lernt ... Kurz und knapp: Ohne alte Sprachen geht es nicht, und wenn sie aus guten Gründen nicht für jeden Schüler obligatorisch sind, im Angebot der Schulen müssten sie universalisiert werden oder als spezifisches Profil präsent sein, um institutionell und curricular die Erfahrung der Differenz zu sichern, die mit ihnen verbunden ist.“ – Ausgewählte Catull-Gedichte vor dem Hintergrund ihrer Rezeption interpretiert M. v. ALBRECHT: „Catull: ein Dichter mit europäischer Ausstrahlung“ (405-442) und resümiert: „Die klassische Philologie betrachtet

vielfach das Neulatein als ein Gebiet für Außen-seiter, und viele Neuphilologen wollen nicht wahrhaben, dass vor noch gar nicht so langer Zeit etwa die Hälfte der gedruckten Bücher lateinisch geschrieben war, und zwar gerade diejenigen, die für ein internationales Publikum gedacht waren. ... Catull zählt zu den weltlichen Schutzheiligen, die es der neueren Literatur ermöglichten, sich vom Zwang der Konventionen zu befreien und zu einer ‚natürlich‘ wirkenden Sprechweise zu finden. So stehen antike Autoren, guten Lehrern vergleichbar, sogar dann noch Pate, wenn es darum geht, ihre Zöglinge im Namen einer tiefer verstandenen Antike aus der Schule einer miss-verstandenen Antike zu entlassen.“

Mit der römischen Geschichte von Paris und ihren griechischen und lateinischen Quellen beschäftigt sich W. BLUM: „Die älteste Beschreibung des heutigen Paris“ (**Anregung**, Heft 5/1999, 290-293). Der Autor gibt Julians Liebeserklärung an sein geliebtes Lutecia (περὶ τὴν φίλην Λου-τεκίαν) auch in französischer Übersetzung, als Anregung für Lehrer des Französischen! – Die Debatte des Für und Wider der Caesarlektüre greift H. OFFERMANN auf: „Verschiedene Wahrheiten oder: Wahr ist nicht gleich wahr“ mit der Intention: „Die vorliegende Arbeit versucht, ausgehend von der Lektüre des Helvetierkrieges, mit einfachen, machbaren und möglichst abwechslungsreichen Mitteln für den Schüler ohne nennenswerten Einsatz von Sekundärliteratur Anregungen für die Caesarlektüre zu geben. Dabei ist nicht vollständige, sondern repräsentative, sachlich zusammenhängende Lektüre des hauptsächlichen Textes das Leseziel.“ – R. SENONER stellt die „Reifeprüfung Griechisch an Humanistischen Gymnasien in Italien 1999“ vor (Kapitel 1 und 2 aus Lukians ‚Der zweimal Verklagte‘). – A. KOHL gibt einen ausführlichen Literaturbericht zu Neuerscheinungen für den Lateinunterricht 1998 (330-349). – Das Heft schließen „Die Aufgaben der Abiturprüfung an den Gymnasien in Bayern 1999 – LK Latein“ ab (Text aus Laktanz, umfangreicher Interpretationsaufgabenteil plus Erläuterungen).

Neuigkeiten aus den Vesuvstädten berichtet Annette NÜNNERICH-ASMUS unter dem Titel „Campania Felix?“ (429-439) im Heft 5/1999 von

Antike Welt. Es geht um den unlösbaren Konflikt zwischen Archäologie und Tourismus, den Niedergang der Ruinen, um fehlende Ausstellungsmöglichkeiten für Pretiosen archäologischen Findexglücks. – Mit der religiösen Bedeutung von Katzen im alten Ägypten beschäftigt sich Renate SIEGMANN: „Eine Katze für das Neujahrsfest des Königs Amasis?“ (441-449). – Über „Das einzige internationale Festival des archäologischen Films in Deutschland“ (in Kiel) berichtet K. DENZER unter dem Titel „CINARCHEA“ (451-454). – Neue Forschungen des Deutschen Archäologischen Instituts stehen im Mittelpunkt des Beitrags „Archäologie heute: weltweit und interdisziplinär“ (455-462), es geht u. a. um Schädlingsbekämpfung vor dreieinhalb Jahrtausenden, antiken Erzbergbau in Südspanien, den ältesten römischen Steinbau in Germanien (im augusteischen Stützpunkt Waldgirmes bei Wetzlar) und einen Bauboom in Ostia. – Die Möglichkeiten und Grenzen antiker Glasverarbeitung erläutert K. KÜHNE: „Ars vitrea experimentalis“ (463-472). Das Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen in Mecklenburg stellt W. BÖLKE vor: „Museum in idyllischer Landschaft“ (473-475) – natürlich mit einem Trojanischer Pferd als Kinderrutsche vor dem Eingang! – Türkei-reisende interessieren sich für den Beitrag von Fahri ISIK: „Patara. Eine lykische Metropole erwacht aus ihrem ‚Dornröschenschlaf‘“ (477-493). – Auf ein interessantes Ausstellungsprojekt weist E. KÖHNE hin: „Gladiatoren und Caesaren. Die Macht der Unterhaltung im antiken Rom“ (503-506); diese Ausstellung (vgl. http://www.mkg-hamburg.de/ausstell/00_glad/index2.htm) wird vom 18.2. bis 25.6.2000 im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe am Steintorplatz gezeigt. – Die Winckelmann-Gesellschaft Stendal lädt (vom 6.11.1999 bis 9.1.2000) zu einer Ausstellung „Homer in der Kunst der Goethezeit“ ein; M. KUNZE berichtet darüber: „Wiedergeburt griechischer Götter und Helden“ (507-509). – Th. KISSELS Rückblick in die antike Welt gilt dem 28. September 48 v. Chr. „Der Tod des Cn. Pompeius“ (513f). – Als Reiseziel stellt J. ZANGENBERG („Römisches aus der Eifel“) die Matronenheiligtümer von Nettersheim vor (515f).

„Wasser – Lust und Last“ ist das Leitthema in Heft 9/1999 der Zeitschrift **Damals**. Der Beitrag über „Antike Wasserversorgung. Kostbares Naß im Überfluß“ (12-19) stammt von K. GREWE, zwei Artikel über die „Wasserspiele von Versailles“ und „Wasser für Berlin“ bilden einen anschaulichen Kontrast. – Auf die Spuren von Alexander in Indien begibt sich J. HAHN in Heft 11/1999, 77-81: „Vorstoß ans Ende der Welt“: „Die uns nur in Bruchstücken bei späteren Historikern überlieferten Augenzeugenberichte spiegeln immer noch das unaufhörliche Staunen der Soldaten angesichts der ständig neuen überwältigenden Eindrücke und Erlebnisse.“

Eine „Entdeckungsreise durch die christliche Kunstgeschichte“ ermöglicht Heft 14/1999 von **Welt und Umwelt der Bibel**. Thema des Heftes ist Christus in der Kunst – Von den Anfängen bis ins 15. Jahrhundert. „Von der Anonymität zur Herrlichkeit Christi. Der Aufstieg der Bilder in der frühchristlichen und byzantinischen Epoche“ ist der erste Teil überschrieben, der zweite dann (gleichfalls mit einem großen Bildteil) „Die Inkarnation und der Geist der Bilder. Die abendländische Kunst vom 8. bis 15. Jahrhundert.“ Eine Seite mit Links zum Thema des Heftes stellt B. ZAHRL zusammen (71).

Im Heft 3/1999 des Mitteilungsblatts **Die Alten Sprachen im Unterricht** wird von H. HROSS über den zurückliegenden bayrischen Landeswettbewerb „Alte Sprachen“ berichtet (3-7), gleichzeitig wird von F. HEUBNER das Certamen Thuringiae 2000 angekündigt (9-11). – F. FRIEDEL zeigt in seinem Beitrag „Ovid: Daedalus und (?) Ikarus (Met. VIII, 183-235/238)“ durch genaue Textanalyse auf, „dass Ikarus auf der metapoetischen Ebene das *alter ego* des Künstlers, seine kallimacheische Seele und keine selbstständige Figur verkörpert“ (12-21) – Woody Allens Film „Geliebte Aphrodite“ (1995) betrachtet F. STRUNZ „Woody Allen goes classic“ (21-26).

In den **Litterae Saxonicae** 3/1999 wird über einen „Lateinischen Theaterabend in Chemnitz“ berichtet (8f), bei dem eine Reihe kleinerer, z. T. selbstverfasster Stücke zum großen Vergnügen des Publikums aufgeführt wurden. – Eine hübsche Idee stellt A. SMID vor: „Elsheimer und

Schnitzeljagd. Ein Certamen Linguae Latinae der 7. Klassen der Kreuzschule Dresden“ (12-15): „Grundgedanke des Certamen war es, dass sich die Schüler der beiden Klassen einzeln, besonders aber im Gruppenvergleich messen sollten.“

Im Heft 4/1999 der Mitteilungsblattes **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** erscheint von J. RABL ein Rückblick auf den 6. Berliner Schülerwettbewerb. „Ein Kalender für das Jahr 2000“ (98-119) war zu erstellen; neben den Ergebnissen wird aufgelistet, was die Teilnehmer dabei alles über die Geschichte unseres Kalenders gelernt haben könnten.

Im **Mitteilungsblatt des LVs Niedersachsen** 3/1999, 11-13 berichten Teilnehmer des Studien-seminars Braunschweig II über „Alte Sprachen online – Ein Projekt auf der CEBIT 99“. Näheres findet man auf dessen Homepage: <http://www.studsem-bs.de/2/>

In den **Mitteilungen des LVs NRW 3/1999** wird die Facharbeit von M. OEHMKE im Rahmen des Certamen Carolinum publiziert; Thema: „Gemeinwohl oder Eigennutz? Der Konflikt zwischen dem honestum und dem utile in Cicero, De Officiis III 21-27“ (6-18).

Anzuzeigen ist noch eine Veröffentlichung in den **Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig**, Philologisch-historische Klasse, Band 76, Heft 1: J. WERNER hat seine Forschungen zu der faszinierenden Gestalt des Leipziger Latinisten der 50er Jahre in einem gut lesbaren Aufsatz zusammengefasst und ein lebendiges Bild des Gelehrten entstehen lassen: „Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen“. Franz Dornseiff (1888-1960) als Klassischer Philologe und Germanist“ (47 S., Leipzig 1999).

Von der Bundesarbeitsgemeinschaft Klassischer Philologen Österreichs, Sodalitas, wurde wieder ein umfangreiches Jahreshaft der Zeitschrift **IANUS – Informationen zum Altsprachlichen Unterricht** fertiggestellt (erhältlich im Manumedia Verlag Schnider, A-8042 Graz, Fax. 0316/471302-4; vgl. <http://lehrer.freepage.de/ianus>), das Heft 20/1999. Es umfasst knapp 40 Rezensionen, hervorzuheben ist besonders das Register mythologischer Figuren (S. 87-91) zu Michael Köhlmeiers „Klassische Sagen des Al-

tertums“ (erschieden als Taschenbuch in der Serie Piper, vorher bereits als CD-Serie, von der bereits weit mehr als 25.000 Exemplare verkauft wurden!). Daneben gibt es Berichte von Fortbildungsveranstaltungen und von acht schulischen Landeswettbewerben in den alten Sprachen. Die Hälfte des neuen Heftes nehmen wissenschaftliche und schulpraktische Beiträge ein, so der mit Illustrationen versehene Aufsatz von J. DALFEN „Prometheus und das Prometheische. Eine Gestalt des antiken Mythos als Symbolfigur des europäischen Menschen“ (4-16). – „Der Gründungsmythos von Virinum“ ist Thema des Aufsatzes von H. GRASSL anlässlich des 50-jährigen Grabungsjubiläums am Magdalensberg (14-16). – W. KINDIG gibt eine literarische Studie „Antike Mythen und deren Spiegelbilder im germanisch-deutschen Sagenkreis“ (16-31). – Den griechischen Mythos im europäischen Musiktheater verfolgt O. PANAGL „Orfeo cantante – Diva Medea“ (32-40). – F. STRUNZ begibt sich auf die Spuren der im März 415 n. Chr. ermordeten alexandrinischen Philosophin Hypatia „Hypatia Philosopha Alexandrina“ (41-50; umfangreiches Literaturverzeichnis!). – J. B. BAUER geht einigen Übersetzungsfehlern namhafter Philologen nach „Demendis philologorum oder: Der Teufel schläft nicht“ (51f). – Einen Exkursionsvorschlag für eine 8. Schulstufe in den Fächern Latein/Biologie macht Elisabeth GLAVIC: „Exkursion nach Carnuntum – fächerübergreifend“ (53f). – F. HOLZTRATTNER stellt sein im Rahmen der Ovidlektüre durchgeführtes Medeaprojekt vor: „Medea. Eine Materialsammlung für den Unterricht“ (55-60). – Einem Tagungsbericht über altgriechische Musik in der österreichischen Zeitschrift **CIRCULARE** (Nr. 3/1999, S. 3) entnehme ich einen Hinweis auf Rekonstruktionsversuche im Internet: <http://www.oeaw.ac.at/kal>

Das Heft 19/1998 von **IANUS** umfasst nicht weniger interessante Beiträge: F. MAIER, „Griechisch – ein europäisches Bildungsgut“ (4-9), Inge LANG, „Antiker Mythos und die Psychoanalyse“ (10-115), M. WENZEL, „Ovids Dädalus und Ikarus – ein tiefenpsychologischer Deutungsversuch“ (15-29), G. UEDING, „Affekt-Rhetorik“ (30-337), O. PANAGL, „Rhetorische Stilfiguren lateinischer Autoren aus linguistischer Sicht“ (38-45).

– Mit dem „Schlachten heiliger Kühe“ befasst sich der schulpraktische Beitrag von Eva CESCOTTI u. a. „Utopia? Überlegungen zum Latein-Lehrplan der Oberstufe“ (46-52); dabei geht es um eine Pluralisierung und Liberalisierung des Lektüreunterrichts sowie um eine konsequente Modifikation des Prüfungs-Usus. U. a. wird der Vorschlag gemacht, in der Lektürephase „zur Schularbeit gelesene Texte zu geben“. – Nicht weniger Zündstoff enthält eine Untersuchung einer österreichischen Arbeitsgruppe zum Thema Leistungsbeurteilung: Renate OSWALD, „Umfrage und Statistik zur Korrekturpraxis“ (53-58). „Als Ergebnis läßt sich festhalten, daß die Kollegen dazu tendieren, Fehler im Satzbau (z. B. nicht beachtete Partizipialklammer, Vertauschung von Haupt- und Gliedsatz etc.) strenger zu ahnden als Tem-

pusfehler. Diese wurden, vor allem wenn in der Schülerübersetzung ein (adverbialer) Indikator auf Vor- bzw. Nachzeitigkeit hinwies, entweder toleriert oder als leichter Fehler ausgewiesen. Ebenso liberal verfahren die Kollegen in Bezug auf die Übersetzung des Konjunktivs im Hauptsatz, zu dem viele anmerkten, sie würden jede Übersetzung des Konjunktivs als richtig akzeptieren, sofern diese den Sinn korrekt wiedergebe.“ – Die Rubrik „Latein- und Griechisch-Übersetzerwettbewerbe“ (104-116) umfasst mehrere Rückblicke u. a. auf „25 Jahre ‚Jugend übersetzt‘ in der Steiermark“, „10 Jahre Bundesolympiade für Latein und Griechisch“ und „15 Jahre Teilnahme Österreichs am Certamen Ciceronianum“ mit Klausurthemen und Preisträgern.

JOSEF RABL

Besprechungen

Kai Brodersen (Hrsg.), Metzler Lexikon Antike Stätten am Mittelmeer, Stuttgart/Weimar (J.B. Metzler) 1999, 888 S., 67 Karten, 380 Abb., DM 78,- (ISBN 3-476-01608-0).

Schon seit mehreren Jahren hat sich der Verlag Metzler (Stuttgart) verstärkt dem Bereich der Altertumswissenschaft zugewandt und insbesondere bedeutende Lexika (u. a. Der Neue Pauly, Metzler Lexikon Antiker Autoren) und wichtige Sammlungen (z. B. Übersetzung von Kirk/Raven/Schofield, Die vorsokratischen Philosophen) auf den Markt gebracht. Zu dieser Reihe überaus nützlicher Hilfsmittel zählt auch das von dem Mannheimer Althistoriker Kai Brodersen herausgegebene lexikonartige Werk „Antike Stätten am Mittelmeer“. Das Werk richtet sich nicht in erster Linie an die Fachwissenschaft, sondern ist für einen weiteren Leserkreis gedacht, der als Freund der Antike und der Mittelmeerwelt solide und lesbare Informationen benötigt, insbesondere zur Vor- oder Nachbereitung einer Studienfahrt, und will die Lücke zwischen herkömmlichem Reiseführer und archäologischem Lexikon schließen. Entsprechend steht der Befund des Materials *in situ* im Mittelpunkt der Darstellung. Andererseits bietet der Band auch dem Fachmann

eine brauchbare erste Orientierung. Ergänzend kann auf das von Holger Sonnabend herausgegebene Lexikon der historischen Geographie „Mensch und Landschaft in der Antike“ (1999) aus demselben Verlag verwiesen werden.

Das Lexikon Antike Stätten am Mittelmeer schlägt auf der Nordseite von West nach Ost, auf der Südseite von Ost nach West einen Bogen um das Mittelmeer und ist in folgende Regionen gegliedert: Iberische Halbinsel, Südfrankreich, Italien, Inseln im westlichen Mittelmeer, Balkan/Griechenland, Inseln im östlichen Mittelmeer, Türkei, Levante, Ägypten, Libyen, Maghreb. Bis auf die Iberische Halbinsel, Südfrankreich, Türkei und Ägypten sind die genannten Großräume in zwei bis vier Subregionen aufgeteilt. Innerhalb der Subregionen (bzw. der nicht weiter unterteilten Regionen) ist die Ordnung alphabetisch, zu Beginn entweder der genannten Großräume oder der Subregionen werden jeweils in einem Überblicksartikel ein Abriss der Geschichte und der Spezifika des ganzen, auch auf einer Überblickskarte vorgestellten, Gebietes geboten. Für jede Region (bzw. Subregion) zeichnet jeweils ein(e) Autor(in) verantwortlich. Am Schluss des Bandes ermöglicht ein rein alphabetisches Orts-

register, das sinnvollerweise auch die Namensvarianten (z. B. Sufutela – Sbeitla in Tunesien) enthält, einen schnellen Zugriff auf das entsprechende Lemma.

Die Beschränkung auf den Mittelmeerraum hat allerdings leider zur Folge, dass der ganze gallische (bis auf Südfrankreich), germanische und britannische Raum nicht erfasst werden und so ein wichtiger Teil des Imperium Romanum unbehandelt bleibt. Auch etwa Dakien fehlt. Die Einbeziehung dieser Gebiete hätte wahrscheinlich den Rahmen eines einbändigen Lexikons gesprengt, wäre aber wünschenswert und könnte dann die „Princeton Encyclopedia of Classical Sites“ als Standardwerk ablösen.

Am Ende der einführenden Regionalartikel sowie der Ortsartikel finden sich Hinweise zu den jeweiligen antiken Quellen und zur (meist neueren) Fachliteratur. Fast alle wichtigen Orte sind durch Karten erschlossen und durch schwarz-weiß Abbildungen verdeutlicht.

Eine Durchsicht des verwendeten Bild- und Kartenmaterials – letzteres oft neu erstellt – ergibt folgendes Bild: in der Regel ist es sinnvoll ausgewählt und gibt den für einen ersten Eindruck notwendigen Überblick. Jedoch ist nicht immer das Auswahlkriterium nachvollziehbar. Während etwa die sehr überschaubaren Stätten Lerna und Nemea sowohl mit sehr übersichtlichen Karten wie auch Abbildungen vertreten sind, fehlt gerade bei dem recht unübersichtlichen Gelände Olympias oder auch Petras sowie bei der komplexen Anlage von Delos eine Karte. Die Villa Romana del Casale bei Piazza Armerina erhält eine sehr brauchbare Karte, für die Villa Hadriana in Tivoli, wo sie unbedingt notwendig wäre, fehlt sie.

Die Abbildung zu Nemea zeigt das Heiligtum des Zeus, zu Olympia aber die Werkstatt des Phidias, die zwar wichtig, aber doch nicht der Kern der Anlage ist. Ein Luftbild der Altis wäre hier sinnvoller gewesen. Im Falle von Petra ist die Bildauswahl sehr gelungen, indem sie einerseits die typische Anlage von Ed Deir zeigt, andererseits mit einem Blick auf eine Wand des weit verzweigten Gräbertales einen guten Einblick der Charakteristik des Ortes vermittelt. Dasselbe gilt etwa für die Aufnahme von Gerasa/Jerash oder den Blick auf die Theateranlage in Amman. Als

gelungen können auch Karte und Bilder von Palmyra gelten. Die Reihe der gut gelungenen (und dies weit überwiegend), aber auch der weniger gut gelungenen Auswahlentscheidungen ließe sich fortsetzen. Insgesamt ergeben sich also durchaus unterschiedliche Eindrücke, doch wird der Wert des Werkes durch diese kleineren Defizite nicht wesentlich geschmälert.

Unterschiedliche Akzente werden von den verschiedenen Autoren auch bei der Auswahl der Sekundärliteratur gesetzt, was sich etwa beim Vergleich von Gortyn, Phaistos und Palmyra zeigen lässt. Während bei Gortyn sich alle einschlägigen Hinweise zur epigraphischen Sekundärliteratur des Stadtrechts und auch zur archäologischen Situation finden, ist bei Phaistos nur das Werk von Kamm „Die Konstruktion des Neuen Palastes von Phaistos“ 1989 angegeben, mindestens Levi „Festòs e la civiltà minoica“ Rom 1976 hätte noch erwähnt werden müssen, Hinweise zum Diskus von Phaistos fehlen ganz. Im Falle von Palmyra ermöglicht zwar der Hinweis auf den Sonderband „Palmyra“ von „Antike Welt“ (1995) die Erschließung der weiteren Sekundärliteratur, doch wären Hinweise auf R. Stoneman „Palmyra and its Empire“ (Ann Arbor 1995) oder den neueren Konferenzband „Palmyra and the Aramaeans“ (Aram 1997) angebracht gewesen. Auch der Verzicht auf die Angabe antiker Quellen ist nicht nachvollziehbar, ist doch Palmyra in der antiken Literatur oft erwähnt (z. B. bei Ammianus Marcellinus, Cassius Dio, Dio Chrysostomos, Josephus, Historia Augusta und viele andere). Positiv hervorzuheben ist z. B., dass im Falle von Rom bereits auf die erst kürzlich erschienene Gesamtdarstellung von A. Claridge, Rome. An Oxford Archaeological Guide (Oxford 1998) verwiesen wird, man hätte sich aber auch einen Hinweis auf F. Kolb, Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike (München 1995) gewünscht. Trotz der o.g. Einschränkungen sind aufs Ganze gesehen die weiterführenden Literaturangaben hilfreich und für die erste Information ausreichend.

Auch der Inhalt der einzelnen Artikel bietet in der Regel solide und brauchbare Informationen, wie es etwa das Beispiel Delos zeigt. Nach einem guten ca. zweiseitigen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Insel bis zu der

von Pausanias berichteten Verödung werden auf ca. drei Seiten knapp, aber ausreichend die baulichen Überreste vorgestellt. Diese Einschätzung kann auch auf so zentrale Artikel wie die von Athen, Rom oder Pompeji übertragen werden. Dass hier eine Beschränkung bei der Beschreibung der Monumente erfolgen musste, ist verständlich. Sie ist sinnvoll durchgeführt.

Insgesamt ergibt sich damit das Bild eines überaus nützlichen Hilfsmittels' das – auch wenn ein paar Wünsche offenbleiben – eine Lücke in der deutschen Lexikalandschaft schließt und in keiner Lehrer- oder Oberstufenbibliothek fehlen sollte.

DETLEF FECHNER, Celle

Manfred Krzok: EISODOS/ΕΙΣΟΔΟΣ, Grundkenntnisse zur grammatischen Orientierung. Eine Einführung und Einübung in die altgriechische Grammatik, Tübingen, 1. Auflage 1998, verbessert 1999 (Selbstverlag), 54 und 38 Seiten. ISBN 3-00-003530-3, Preis: DM 10,- (unverbindlich).

Das vorliegende einfach geheftete Büchlein oder eben Heft, je nachdem wie man es sieht, gehört zu einer besonderen Gattung von Publikationen, für welche von ihrer Entstehung und Abzweckung her der Charakter des Vorläufigen im eigentlichen und besten Sinne des Wortes typisch ist. Die EISODOS von Krzok, Studienrat im Hochschuldienst an der Universität Tübingen, und zwar Dozent für die klassischen Sprachen an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, will nur eine „Einführung ... in die altgriechische Grammatik geben“, wie es im 2. Untertitel geschrieben steht. Das Buch „soll keineswegs ein Lehrbuch oder eine Grammatik ersetzen“ (im Original fett gedruckt, S. 2 des den durchnummerierten Seiten vorangestellten Vorworts). Neben „Einführung“ heißt es im 2. Untertitel parallel „Einübung in die altgriechische Grammatik“. Dementsprechend sind in der EISODOS grundlegende Übungen zur Bewältigung des Altgriechischen enthalten, Übungen, die, da sie ganz elementar sind, auch autodidaktisch vorgenommen werden können (vgl. S. 2 des Vorworts) und die eine grammatikalische „Orientierung“, so die ausformulierte Zielvorgabe im 1. Untertitel, ermöglichen. Damit „sollen künftig Lernende wie

Lehrende in gleicher Weise entlastet werden“ (ebd.).

In diesem Sinne werden nun – nach kurzen allgemeineren Bemerkungen zur griechischen Sprache und Grammatik (S. 1 f.), wobei auch die wichtigsten Schriftsteller genannt werden, – in 4 Hauptkapiteln die Lautlehre (S. 3-9), die Wortlehre (S. 10-32) mit einer „Charakteristik der einzelnen Wortarten“ (ab S. 11), die Formenlehre (S. 32-41) mit „kleinen Deklinationsmustern“ (ab S. 34) und einem „kleinen Konjugationsmuster zur Einübung“ (S. 40) und schließlich die „Satzlehre und Syntax“ (S. 41-49) kurz und bündig, allgemein gut verständlich und übersichtlich dargeboten – gerade auch für denjenigen, der sich nie mit (lateinischer) Grammatik beschäftigt hat und dem darüber hinaus auch die grammatikalischen Rudimente aus der Grundschulzeit nicht mehr gegenwärtig sind. Diese Dinge werden hier kurz wiederholt. Für den Herbst 1999 („ab Oktober 1999“) wird ein 2. Bändchen, „PARODOS (ΠΑΡΟΔΟΣ). Eine Einführung in die griechische Syntax“, vom Verf. angekündigt. „Die Parodos soll nach demselben Muster wie die Eisodos die Erklärungen – vom Deutschen kommend – über griechische Beispielsätze (Sprichwörter und Redensarten) anbieten.“ (S. 49). Doch hier noch zum Ende von EISODOS: S. 50 f. sind Leerseiten für „Notizen/Fragen“, S. 52-54 enthalten Deklinationsschemata sowie ein „kleines Konjugationsmuster“ (noch ohne Konjunktiv-, Optativ-, Imperativformen und ohne Partizipien). Der eingelegte und beigegebene „Anhang“ enthält mehr generelle Kontrollfragen zur Grammatik (S. 1-8), ein Verzeichnis grammatischer Begriffe (S. 9-13), sog. „morphosyntaktische Übungen“, also Übungen zur Formbestimmung, (S. 13-37) – in diesem Teil findet sich insbesondere auch ein Vokabular zu den den jeweiligen Übungen zugrunde gelegten Sprichwörtern – und schließlich ein Literaturverzeichnis (S. 38).

Jeder, der an der Universität sog. Sprachkurse für Hörer aller Fachbereiche abgehalten hat, kann sich sehr gut vorstellen, was den Verf. dazu veranlasst hat, sich der Mühe zu unterziehen, seine EISODOS zu schreiben.

Der Hintergrund dieser Arbeit ist der zunehmend größer werdende Anteil an Studierenden,

denen in der Schule nicht mehr die basalen Kenntnisse in der traditionellen, letztlich aus der griechischen und lateinischen Grammatiküberlieferung entstammenden Strukturen und Schemata (also die sog. „Schulgrammatik“) wirkungsvoll vermittelt worden sind. Das betrifft selbst die – sprachlich – Begabten unter den Studierenden, sofern sie keinen oder keinen ausführlichen Lateinunterricht genossen haben.

EISODOS ermöglicht nun das Nachholen der basalen Kenntnisse in der traditionellen Schulgrammatik, die den modernen Grammatikansätzen in der Praxis immer noch deutlich überlegen ist. Der Verf. von EISODOS geht vom einfachen deutschen Satz aus und entwickelt von daher den altgriechischen. Die griechischen Mustersätze, die so, also vom Deutschen her entwickelt, entstehen, sind im Übrigen Sprichwörter. Der akademischen Jugend von heute werden auf diese Weise – gewissermaßen in einer Form von Nachhilfeunterricht – eindringlich (wieder) die traditionellen Grammatikkategorien nahe gebracht, was rasch eine orientierende Übersicht und gedankliche Dominanz und Sicherheit beim Erlernen der altgriechischen Sprache vermittelt. Das Kategoriensystem der traditionellen Schulgrammatik ist nun einmal ein fester Bezugsrahmen, mit welchem sich sinnvoll, zeitökonomisch und überhaupt trefflich arbeiten lässt.

Damit ist die Notwendigkeit eines Buches wie EISODOS grundsätzlich bejaht, und der Rez. kann so jedem Griechisch Lernenden EISODOS nur wärmstens empfehlen. Das gilt vor allem auch für denjenigen, der auf der Schule keinen Lateinunterricht hatte oder der inzwischen, wie man so sagt, alles wieder vergessen hat. EISODOS wird ihm im Übrigen nicht nur für das Altgriechische hilfreiche Dienste erweisen, sondern auch für den Fall, dass er später noch andere europäische Sprachen lernen muss, denn sie repetiert die sog. Schulgrammatik, welche auch für die anderen Sprachen unseres Kulturkreises grundlegend ist. Im Moment, so scheint es dem Rez., gibt es zu EISODOS gar keine Alternative, was den helfenden und unterstützenden Charakter dieses Buches betrifft. Ähnliches gilt für die angekündigte, speziell die Syntax aufbereitende PARODOS.

Die Stärke des Krzokschen Grammatikwerkes, das zeigt sich schon in der EISODOS in ihrer vorliegenden Form, ist die Reduktion auf das Wesentliche der griechischen (und lateinischen) Grammatiktradition. Mit dem Erlernen des Altgriechischen ist es eben wie mit dem Bergsteigen. Man nimmt nur das Allerwichtigste an Hilfsmitteln mit im Rucksack, dieses wenige aber muss von bestmöglicher Qualität sein, und mit ihm muss man optimal umzugehen gelernt haben. Und dieses Beste ist nach Meinung des Verf.s wie auch des Rez. die sog. Schulgrammatik, man muss sie nur wirklich beherrschen.

Die von dem Verf. aufgezeigte Methode ist nach Meinung des Rez. ein Weg, das Griechische (Gleiches gilt *mutatis mutandis* für das Lateinische) auch im 21. Jahrhundert weiter zu pflegen, nachdem die altsprachliche Hochbildung, wie sie im 19. Jahrhundert und auch noch tief ins 20. Jahrhundert hinein in weiten Teilen des Bürgertums vorhanden war, geschwunden ist. Insofern macht Krzoks Ansatz jedem Hoffnung, dem das altsprachliche Erbe, insbesondere auch die altgriechische Sprache, am Herzen liegt.

Der Verf. hat damit ein Anliegen von Werner Kempkes aufgegriffen, dessen philologisches Lebenswerk genau diesen Reduktionsansatz hat, nämlich die Beschränkung auf das zum Übersetzen unbedingt Notwendige, das dann aber auch wirklich gut und effektiv vermittelt bzw. gelernt und im wahrsten Sinne des Wortes beherrscht werden soll. Bekanntlich geht es Kempkes um die tatsächliche, in der gelungenen Übersetzung verifizierbare Beherrschung des Sprachlichen, und zwar auf dem Wege der Entrümpelung der metasprachlichen Anteile im Sprach- und Grammatikunterricht. Die EISODOS des Verf.s ist „als das griechische Pendant zu dem lateinischen Werk *Instructio* [von Kempkes; Anm. des Rez.] geschrieben worden. Es basiert ... im wesentlichen auf demselben Muster und Aufbau wie die *Instructio*.“ (1. Seite des Vorworts, die *Instructio* wird im Anhang, S. 38, genau bibliographiert). Der Verf. hat so denn auch die EISODOS seinem Freund Werner Kempkes gewidmet.

Allerdings geht die EISODOS, vor allem in Verbindung mit der PARODOS, schon darüber

hinaus in Richtung auf eine Basisgrammatik. Diese noch von dem Verf. zu erbittende neue griechische Basisgrammatik gehörte in die Hand dessen, der Griechisch außerhalb des humanistischen Gymnasiums lernt oder auch gelernt hat und sich im weiteren Leben im Griechischen fit halten muss, sei es dass er z. B. als Pfarrer seinen Predigten den griechischen Urtext zugrunde legen möchte oder als Historiker oder Philosoph in Schule und Hochschule griechische Texte im Original behandelt oder zumindest zu Rate ziehen möchte. Eine solche Minimalgrammatik dürfte sich auch für schulische Altgriechisch-AGs eignen, die angesichts des sehr starken Rückgangs der humanistischen Gymnasien in Zukunft vielleicht eine (gewisse) Bedeutung in der Vermittlung des klassischen Griechisch gewinnen könnten. In all diesen Fällen „könnte“ das Krzoksche Grammatikwerk vielleicht eines Tages in die Rolle eines „Kaegi unserer Tage“ hineinwachsen, jedenfalls dürfte diese Aussicht Zeit und Mühe rechtfertigen, EISODOS (eventuell kombiniert mit PARODOS) gezielt in eine praktisch gut brauchbare und knappe Minimalgrammatik des Altgriechischen noch ein wenig umzuarbeiten, sodass eine Publikation in einem der Schulbuchverlage möglich sein müsste. Damit wäre der am Anfang konstatierte Charakter des Vorläufigen, der grundsätzlich durchaus sein Recht hat, aufgehoben.

WERNER ERDT, Bad Sachsa

Caelestis Eichenseer: Collectanea usui linguae Latinae dicata. Bibliotheca Latina. Tomus III. Saarbrücken: Verlag der Societas Latina 1999 (Universität FR 6.3, D-66041 Saarbrücken). 520 S., DM 41,- (ISBN 3-923587-27-9).

Schon mehrfach hatten wir Gelegenheit, die Schriften des vielleicht bedeutendsten Lateinschriftstellers der Gegenwart in dieser Zeitschrift anzuzeigen (vgl. MDAV 2/93, S. 76 f. und FC 2/98, S. 128 f.). Zuletzt erschien in Heft 2/99 der Versuch eines lateinischen Encomiums anlässlich seines 75. Geburtstags (S. 96 f.). In den Nuntii Latini des Finnischen Rundfunks wurde er als *vir Latinissimus* gewürdigt. Nun überrascht uns der weiterhin als Herausgeber der *Vox Latina* und als Leiter internationaler Lateinsprechseminare un-

ermüdllich tätige Autor mit einer wahren *Lanx satura* aus seiner jahrzehntelangen *cultura linguae Latinae*. Es ist nicht leicht, die Fülle der auf die aktive Anwendung des Lateinischen bezogenen Studien hier knapp zu skizzieren. Er selbst gliedert die unterschiedlichen Themen gewidmeten Arbeiten in vier große Komplexe: (1) *Quaedam generalia de usu linguae Latinae*, (2) *Generalia de verbis novandis*, (3) *De verbis locutionibusque specialibus*, (4) *De accentu et scriptura*. Es versteht sich bei C. Eichenseer von selbst, dass alle Empfehlungen und Behauptungen auf sorgfältigstem Quellenstudium beruhen und zu jedem Detail auch die entsprechenden Fundstellen angeführt werden. Dabei kann er sich in den meisten Fällen auf mehrjährige eigene Vorarbeiten und frühere Veröffentlichungen stützen. Immer wieder geht es um ein korrektes, gutes, möglichst klassisches Latein sowohl im schriftlichen wie im mündlichen Gebrauch. Wenn man sich seiner Führung anvertraut, bekommt man soliden, zuverlässigen Rat für viele Fälle, in denen man sich über antike oder moderne Angelegenheiten lateinisch ausdrücken möchte. Wer das flüssige Latein liest, kann eigentlich nur bedauern, dass Europa die aktive Beherrschung seiner einstmals fast allen Völkern gemeinsamen Zweitsprache seit dem Dreißigjährigen Krieg mehr und mehr eingebüßt hat, und zwar besonders rapide im jetzt zu Ende gehenden Jahrhundert. Das Lateinische war bekanntlich über den Untergang des Römischen Reiches hinaus zehn Jahrhunderte lang in voller Lebenskraft „die Vatersprache des Mittelalters“, das zweisprachig war (K. Langosch). Vieles von dem, was wir im Alltag zu sagen haben, lässt sich ohne jede Neuerung lateinisch auszudrücken - wenn man das gelernt und geübt hat: „*Recentiora quoque satis Latine proferri et exhiberi possunt, si linguae Latinae consuetudo comprobata antiquitatis atque usus sermonis Romani antiquus diligentissime accuratissimeque respiciuntur et observantur. Certe quidem sunt non pauca hodierna, qualia Romanis antiquis minime nota erant neque hominibus mediaevalibus neque ipsis humanistis (qui dicuntur). Ubi vero agitur de rebus novis, sive sunt instrumenta technica sive machinae modernae (electricae vel aliae), ibi id Ciceronis*

monitum [nat. 1,7] viget et valet, quo dixit «rebus novis nova imponenda esse nomina»“ (S. 156). Mit beeindruckender Sorgfalt werden z.B. antike und mittelalterliche Bezeichnungen für die verschiedensten Maschinen und Geräte angeführt (etwa *machina frumentaria, serratoria, hydraulica; aratrum, gubernaculum, vehiculum* usw., S. 173 ff.), um daraus Schlussfolgerungen für etwaige Neubildungen zu ziehen (*De nominibus instrumentorum et machinarum comprobabiliter confingendis*, S. 186 ff.). Aber Neologismen sind eigentlich nicht das Hauptthema des Buches, obwohl sie auch ausführlich zur Sprache kommen, z.B. Internet, Computer, Telefax usw. (*De nominibus «interretis» et «ordinatri» et «telecopiatri»*, S. 245 ff.). Interessant sind auch die Kapitel über die Bezeichnung der Wochentage (*De nominibus dierum hebdomadis*, S. 205 ff.), die Bezeichnung des Datums (S. 232 ff.) und der Uhrzeit (S. 255 ff.). Wie gebraucht man das Wort Samstag (*sabbatum*) im Singular und Plural? (S. 227 ff.) Ein geradezu unglaublich materialreiches Kapitel ist der Kleidung gewidmet (*De vestimentis*, S. 341 ff.), allein die Kopfbedeckungen füllen sieben Seiten (darunter selbstverständlich auch *petasus* und *pilleus*). Ein kurzes Kapitel befasst sich mit einzelnen Einträgen in Georges' Handwörterbuch, die durch die Forschungen des *Thesaurus Linguae Latinae* überholt sind (S. 435 ff.), ein anderes Kapitel ist der Substantivierung undeklinierbarer Wörter gewidmet (S. 440 ff., z. B. *aliud cras, ipsum Latine loqui, mane facto*). Besonders wertvoll dürften auch die Abschnitte über die Betonung und Rechtschreibung sein, darunter das Kapitel über die lateinische Betonung griechischer Namen (S. 459 ff.). Hier liegt ja bis heute eine Quelle der Unsicherheit auch für die Betonung im Deutschen, man denke nur an so geläufige Namen wie Eurydike, Iphigenie oder Niobe, die im Griechischen und Lateinischen jeweils verschieden betont werden (S. 463). Schließlich sei auch noch das Thema Rechtschreibung erwähnt: Bei manchen Wörtern mit *oe* schwankt die Schreibung (S. 493 ff., z.B. *proelium, obscenus*); ein eigener Abschnitt ist dem Wort *coelum* gewidmet: *«Caelum» Latine per «ae» dicendum et scribendum, non per «oe»* (S. 502 ff.). – Mit diesen wenigen Beispielen ist

freilich nur vage angedeutet, welche Vielfalt dieses Buch bietet. Es wird wohl kaum einen an der lateinischen Sprache (privat oder beruflich) interessierten Leser geben, der das Buch aus der Hand legt, ohne auf irgendetwas für ihn Neues, Interessantes oder auch nur Unterhaltsames gestoßen zu sein.

ANDREAS FRITSCH

Boldrini, Sandro: Prosodie und Metrik der Römer, Teubner Studienbücher. Stuttgart, Leipzig: Teubner 1999. XII, 183 S., 46,- DM (ISBN 3-519-07443-5).

Eine brauchbare deutschsprachige Einführung in die Prosodie und Metrik der Römer ist angesichts der Mängel und Eigentümlichkeiten bisheriger Hilfsmittel (Crusius-Rubenbauer, Halporn-Ostwald und Drexler) ein Desiderat, eine grundlegende wissenschaftliche Behandlung ist überfällig. Sandro B(oltrini) hat 1992 unter dem Titel „La prosodia e la metrica dei Romani“ in italienischer Sprache eine Abhandlung vorgelegt, die in gestraffter Form auch in Fritz Grafs Einführung in die lateinische Philologie publiziert ist. Das nun zu besprechende Buch ist eine Gesamtübersetzung (von Bruno W. Häuptli) desselben Werks, das für diesen Anlass revidiert und korrigiert wurde.

Das Buch ist in drei Abschnitte gegliedert: Sprache und Dichtung, Prosodie, Metrik. In den ersten beiden Abschnitten findet der Leser im Wesentlichen solide Informationen zu allen möglichen Fragen der Prosodie und der Aussprache, wofür auch Aussagen antiker Autoren zur Illustration angeführt sind. Das schwerwiegendste Problem besteht darin, dass B. (vornehmlich französischer Auffassung folgend) die Ansicht vertritt, das Lateinische habe (wie das Griechische) einen Tonhöhenakzent (*pitch accent*) besessen. Nach gängiger Forschungsmeinung besaß es jedoch einen expiratorischen Akzent (*stress accent*). Man mag gewillt sein, B.s eigenwillige Position zu akzeptieren; es ist jedoch skandalös, wenn B. nicht darauf hinweist, dass seine Meinung keineswegs die *communis opinio* in der Forschung darstellt, ja nicht einmal andeutet, dass überhaupt eine andere Meinung existiert!

Lobenswert ist B.s Auseinandersetzung mit der Frage, wie lateinische Verse in der Antike vorgelesen wurden. Er macht deutlich, dass die in der Schul- und Universitätspraxis übliche Leseweise, bei der nicht Wort-, sondern „Versakzente“ (*ictus*) eine Rolle spielen, unantik bzw. zumindest unklassisch ist. Leider vermisst man im Literaturverzeichnis einschlägige Studien von Wilfried Stroh zu diesem Thema. (Das Fehlen neuerer Literatur ist übrigens nicht nur hier zu beklagen. So zitiert B. etwa Ennius' szenische Fragmente nicht nach Jocelyns Ausgabe, sondern nach Ribbeck und Vahlen. Auch zu einzelnen Metra ist die Bibliographie nicht *up to date*, einschlägige Literatur zu griechischer Metrik [Snell, Korzeniewski, West, Sicking, Kannicht] fehlt völlig. Hinzu kommt, dass weder die Literatur *suo loco* angeführt wird noch die Bibliographie thematisch gegliedert ist. Wer Literatur zu einem bestimmten Problem sucht, muss also stets das gesamte Literaturverzeichnis durchsehen.) Da B. vernünftigerweise davon ausgeht, dass man (leider) das überkommene Rezitationssystem nicht verändern wird, markiert er regelmäßig die Stellen, an denen der „Versakzent“ liegen soll, was man in Fachkreisen sicher mit Skepsis zur Kenntnis nehmen wird.

Für die Kennzeichnung der Verselemente führt B. (ohne eingehendere Begründung) neue Zeichen ein bzw. modifiziert die bisher verwendeten. Dies mag z. T. vernünftig sein, jedoch leuchtet es (wie etwa im Falle des *elementum biceps* oder der äolischen Basis) nicht immer ein.

Mit dem Metrikteil liegt eine klar nach Rhythmen (daktylisch, iambisch usw.) gegliederte Übersicht über die in der lateinischen Poesie verwendeten Metra vor. Zum Saturnier braucht man wohl nichts zu sagen, da B. keine brauchbare Lösung vorschlagen kann. Zu den übrigen Metra führt B. die Normalformen sowie die dazugehörigen Untergliederungen (Zäsuren, Dihäresen), gängige Varianten und relevante Regeln an. All dies wird durch Beispielverse gut dokumentiert. Zu Ausnahmen und problematischen Versen findet der Ratsuchende jedoch fast nichts. Bei den komplexeren lyrischen Versen bleibt B. im Wesentlichen der herkömmlichen Terminologie verhaftet, ohne die recht mechanische Bauweise etwa der

äolischen Verstypen herauszustellen oder gar eingehender zu erläutern. Hier hätte unter Berücksichtigung rezenter Studien zur griechischen Metrik mehr getan werden müssen. Es ist m. E. auch wenigstens bedenklich, Bezeichnungen wie *Ionici a maiore* weiterhin unkritisch beizubehalten. Schließlich ist das Fehlen von Abschnitten zum Prosarhythmus und zu akzentuierenden metrischen Systemen (insbes. der Spätantike) zu monieren.

Das Sachregister verdient seinen Namen nicht. Es sind nicht alle relevanten metrischen Termini aufgenommen, da man diese der Gliederung entnehmen könne. Hingegen sind prosodische und metrische Gesetze aufgeführt, die man ebenfalls ohne Mühe der Gliederung entnehmen könne. Mehrfachbenennungen verschiedener Phänomene sind weder in Gliederung noch im Register notiert. Einen Stellenindex der behandelten Verse und anderer relevanter Passagen sucht man vergebens.

B.s Buch gehört nicht in die Hände von Schülern, aber zu diesem Zweck ist es auch nicht geschrieben. Lehrende (an Schule und Universität) sowie Studierende werden wenig Vergnügen mit dem Buch haben. Abgesehen von brauchbaren Passagen zu Sprache und Dichtung sowie zu Prosodie, die man auch woanders finden kann, enthält das Buch zuviele Informationen für eine bloße einführende Übersicht (hierfür kann man getrost weiterhin auf Halporn-Ostwald zurückgreifen), aber viel zu wenige, um als solide Grundlegung dienen zu können (hierfür wird man weiterhin etwa mit Drexlers eigenwilliger Metrik auskommen müssen). Die oben genannten, z. T. grotesken Mängel etwa hinsichtlich des Akzents sowie die fehlende Verknüpfung mit der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion schränken den Wert des Werks erheblich ein und stellen diesen gar in Frage. Vielleicht wird das Buch an die Stelle des inzwischen in die Jahre gekommenen Crusius-Rubenbauer treten, zumal es übersichtlicher ist. Einen echten Fortschritt stellt es jedoch nicht dar: Dessen Mängel sind durch neue ersetzt.

PETER KRUSCHWITZ, Berlin

Das antike Theater. Aspekte seiner Geschichte, Rezeption und Aktualität. Hrsg.: Gerhard Binder, Bernd Effe, Trier: Wissensch. Verl. Trier 1998, 523 S., 74,50 DM (Bochumer Wissenschaftliches Colloquium 33; ISBN 3-88476-293-1).

Die Beiträge dieses Bandes gehen zurück auf eine Ringvorlesung, die im Wintersemester 1996/97 an der Ruhr-Universität Bochum gehalten wurde. Hier kann nur auf einzelne – nicht einmal alle – Beiträge kurz eingegangen werden, die vielleicht das besondere Interesse von Unterrichtsstunden in den Alten Sprachen beanspruchen können. FRITZ GRAF versucht vorsichtig und tastend kultische Wurzeln des antiken Schauspiels offenzulegen: Riten und Dramen beständen grundsätzlich aus Handlung; beide ließen sich als Kette von Zeichen verstehen, die Handlungselemente des Alltags übernehmen, neu anordnen und mit einer neuen Bedeutung versehen. Aber die Handlung des Rituals sei festgelegt, vorhersehbar, die des Schauspiels nicht, und das Wort dominiere im Drama weitaus stärker als im Ritual. Dennoch versucht Graf von initiatorischen Riten eine, wie er selbst zugibt, keineswegs direkte Linie zum Schauspiel zu ziehen – weitere Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, mögen direkt in Grafs Beitrag nachgelesen werden: die Reflexion über die Polis, die das Drama darstellt, im Ursprung die Erziehung der neuen Polisbürger im Ritus? – HORST-DIETER BÖHME gibt Hinweise „Zur Aufführungspraxis griechischer Tragödien und Komödien“; Skene (nicht vor Aischylos’ Orestie), Bühnenmaschinen und einige Bemerkungen zu Masken stehen im Mittelpunkt seines Überblicks. HANS LOHMANN verschafft dem Leser einen Einblick in die „baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters“ und untermauert die seit einiger Zeit bekannte Tatsache, dass die ältere Form der Orchestra und des Theatron rechteckig und geradlinig waren. – THOMAS PAULSEN bestimmt in seinem bedeutenden und von hoher analytischer Schärfe geprägten Beitrag „Die Funktionen des Chores in der Attischen Tragödie“ näher. Seine eigene plakative Formel lautet: „Aischylos enthüllt durch den Chor, was er denkt, Sophokles enthüllt durch den Chor, was er nicht denkt, Euripides enthüllt nicht durch den Chor, was er denkt.“ (S. 86). – Schließ-

lich sei noch verwiesen auf WERNER SCHUBERTS Beitrag über „Das antike Drama im Musikschaffen des 19. und 20. Jahrhunderts“, der durchaus auch zurückgreift auf die Anfänge der Oper im 16. Jht. Er unterscheidet zwei Wege: einmal Opern, die durch antike Dramen angeregt sein könnten (es tatsächlich aber bei frühen mythologischen Themen eher von antiker Epik oder Geschichtsschreibung wurden) und zum anderen Schauspielmusiken, die zunächst nichts anderes tun wollten als die Aufführung antiker Dramen zu begleiten, womöglich der antiken Praxis anzunähern – bis schließlich in Orffs „Prometheus“ eine Form des Musiktheaters *sui generis* entsteht und Aribert Reimann in seinen „Troades“ gar alle bisherigen Möglichkeiten bündelt.

HANSJÖRG WÖLKE

Lexikon der antiken christlichen Literatur, hrsg. v. Siegmund Döpp und Wilhelm Geerlings. 2. Aufl. Freiburg - Basel - Wien: Herder 1999. 562 S. (ISBN 3-451-23786-5).

Gelegentlich hat der Altsprachenlehrer auch mit antiker christlicher Literatur zu tun. Seit 1998 kann er dafür auf einen alphabetischen Wissensspeicher zurückgreifen, den der Klassische Philologe Döpp (Universität Göttingen) und der Kirchenhistoriker und Christliche Archäologe Geerlings (Universität Bochum) mit weiteren über 100 WissenschaftlerInnen erarbeitet haben. Bedarf an einem solchen Nachschlagewerk besteht: Bereits innerhalb eines Jahres erschien eine berichtigte Neuauflage. Man findet im „Lexikon ...“ (LACL) auch zum nichtchristlichen¹ Schrifttum des Altertums vieles, was man dort nicht unbedingt vermutet – ein Grund mehr, das Werk hier relativ ausführlich vorzustellen.

Die Quellen sind mit der „traditionellen zeitlichen Obergrenze“ berücksichtigt: Sie liegt im Osten des Imperium Romanum bei Johannes aus² Damaskus († um 750), im Westen bei Isidor aus Sevilla († 636).³ Aufgenommen sind im wesentlichen Autoren, „von denen Werke oder Fragmente erhalten sind“ und die „im weitesten Sinne der christlichen Tradition zugerechnet werden. Einen Grenzfall stellen die [gnostischen] Schriften von Nag Hammadi dar, die komplett vertreten sind“ (VIII).

Das LACL enthält zahlreiche Artikel zu Dichtern und Schriftstellern, deren Werk christliche und nichtchristliche Komponenten hat wie Ausonius, Boethius, Cassiodor, Claudian, Coripp, Hesych (der Lexikograph; „zahlreiche Glossen auch zu chr. Schriften“), Isidor aus Sevilla, Nonnos, Priscian, Prokop (der Historiker), Synesios. Ferner hat das Nachschlagewerk Artikel über Werke/Werkgruppen wie (ich gebe, auch im folgenden, nur einige Beispiele): Anthologia Palatina, Codex Iustinianus, Codex Theodosianus, Physiologus, Sibyllinische Orakel; an spezifisch Christlichem: Akathistos, Ambrosiaster, Antijudaistische Dialoge, Augustinusregel, Diatessaron; über literarische Formen und Gattungen wie: Abecedarius, Akrostichon, Apologie, Apophthegma, Autobiographie, Brief, Bukolik, Carmen figuratum, Cento, Chronik, Consolatio, Dialog, Ekphrasis, Elegie, Epigramm, Epitaph, Epitome, Epos, Florilegium, Hymnus, Invektive, Itinerar, Kommentar, Onomastikon, Panegyricus, Propemptikon, Protreptikos, Pseudepigraphie, Roman, Scholion (manche dieser Artikel haben, wie die im RAC, zunächst einen ‚vorchristlichen‘ Teil; manche gehen ausschließlich auf christliche Sachverhalte ein); Doxologie, Homilie, Katene, Kirchengeschichte, Liturgie, Märtyrerakten, Mönchsregel; Überblicksartikel: (theologische) Schulen; Sprachen (Griechisch, Lateinisch und diejenigen Sprachen, in denen nach der Übertragung christlicher Schriften eigene Literaturen entstanden: Armenisch, Äthiopisch, Georgisch, Koptisch, Syrisch, nicht Gotisch, doch gibt es natürlich einen Artikel „Wulfila“); Übersetzung. – Die Namen sind durchweg lateinisch gegeben, auch bei Griechen (Nonnus!); dabei sind die Umlaute inkonsequent behandelt: Ptolemaeus, aber Cäsarea.

Zumindest die größeren Personen-Artikel haben drei bis vier Teile: Leben, Werk, Bedeutung (so bei Ambrosius und Justinian I.) bzw. „Würdigung“ (Augustinus) bzw. „Inhaltliche Grundlinien“ (Athanasius aus Alexandrien) oder beides (Cyprian aus Karthago, Cyrill aus Alexandrien), bei Origenes „Inhaltliche Grundlinien“ und „Ausinandersetzungen um Or.“ Es ist nicht leicht nachzuvollziehen, wann warum welche Teile da sind, aber gewöhnlich sind alle genannten Aspek-

te berücksichtigt, bei welcher Artikel-Gliederung auch immer. So beginnt bei Athanasius aus Alexandrien der letzte Abschnitt von Teil III („Inhaltliche Grundlinien“) mit: „A. Bedeutung ...“. Allerdings: „In der Regel wurde darauf verzichtet, bei den einzelnen Schriftstellern theologische Lehrinhalte anzuführen. Bei wichtigen Autoren wurde zwar versucht, inhaltliche Grundlinien aufzuzeigen, doch war dabei nicht die Bedeutung eines Autors für die spätere Dogmatik maßgebend, sondern inwieweit sein Werk schon den Zeitgenossen bedeutsam erschien“ (VIII). Gelegentlich ist übrigens durchaus etwas über die Rezeption gesagt, bis in die Neuzeit hinein. Erfreulich zahlreich sind die Verweisungen. Am Artikel-Ende sind in reichem Umfang Primär- und Forschungsliteratur genannt, zuweilen sogar Rezensionen – die ja die Wissenschaft oft stärker fördern als (substanzarme) Aufsätze –, so Erbses Besprechungen zu Lattes Hesych-Edition.

Das LACL ist zweifellos nützlich. Gerade darum sei für künftige Auflagen einiges zu bedenken gegeben. Zuerst: Der Titel ist irreführend; er lässt die Berücksichtigung der neutestamentlichen Literatur erwarten, aber sie fehlt völlig. Es gibt z. B. keinen Artikel über Matthäus, nur über „Matthaeus-Literatur“ („Martyrium Matthaiei“ usw.). Das Werk, das die Patrologien von Rauschen, Wittig, Altaner, Stuiber ersetzen will (VII-IX), sollte offenbar nicht „altchristlich“, „frühchristlich“, „altkirchlich“ heißen wie bei Gudeman, Bardenhewer etc.; das klingt wohl nicht publikumswirksam genug, verspricht nicht genug Kaufanreiz. Zugleich wollte man sich von den „Patrologien“ der Vorgänger Stuiber etc. abheben. So nahm man „antik christlich“ als scheinbares Synonym zu „patristisch“. Üblicherweise gehört da das NT dazu, so bei Heinz-Günther Nesselrath, Christliche Literatur, in der von ihm herausgegebenen „Einleitung in die griechische Philologie“, Stuttgart, Leipzig 1997 (Einleitung in die Altertumswissenschaft 1), 288 ff.⁴, und bei Albrecht Dihle, Die griechische und lateinische Literatur der Kaiserzeit, München 1989, 216ff. Man hätte erwartet, dass die LACL-Hrsg. im Vorwort etwas dazu sagen.⁵ – Bedauerlich das Verfahren, „in der Regel“ keine „theologischen Lehrinhalte“ zu skizzieren; schwere Bedenken dage-

gen bzw. gegen „triviale Minimaldeutungen“ äußert F. W. Graf, F.A.Z. 24.3.1999, S. 58.

Es gibt manchen Überblicks-Artikel, s. o.; warum nicht auch „Gnosis“ oder „Nag Hammadi“ sowie „Donatisten“? Allerdings hilft hier das Register weiter. – Die Lemmata sind nicht immer aussagekräftig: Auf „Ammon aus Adrianopel“ folgt „Ammon, Bischof“. Wenn schon beim zweiten Ammon keine Ortsangabe möglich oder üblich ist: Bischof war auch der erste Ammon. – Im Lemma werden, wenn möglich, die Lebenszeit oder andere markante Daten geboten; der Nutzen bzw. die Notwendigkeit dieses Verfahrens liegt auf der Hand. Bei Lucianus aus Antiochien wird erst spät im Text eine einzige Jahreszahl mitgeteilt: 341; da war L. aber längst tot (240-312), 341 betrifft die Rezeption Lucianischer Gedanken. Allerdings ist bald nach Artikel-Beginn L.s Martyrium unter Kaiser Maximinus Daia erwähnt, doch wer hat schon dessen Daten im Kopf? (Er regierte 310-312.) – Warum heißt ein Lemma „Gregor der Wundertäter“? Auch im Text ist der gängige Beiname „Thaumaturgos“ nicht verwendet. Aber 269 heißt es „Gr. der Wundertäter / Thaumaturgos“, 410 (mit fragwürdiger Syntax) „das Bekenntnis des Gregor des Wundertäters / Thaumaturgos“, und 274 in der Forschungs-Literatur gibt es überhaupt nur Titel mit „Thaumaturg“, „Thaumaturge“, „Thaumaturgo“. Bei „Romanus der Sänger“ begegnet das vertraute Epitheton ὁ μελωδός immerhin im Text.

Gelegentlich werden Personen erwähnt, aber nicht weiter vorgestellt, obwohl sie keinen eigenen Artikel haben, so bei „Philokalie“ ein „Antonius d. Gr.“; er existiert auch im Register nicht.⁶ – Bei Justinian sollte „Codex Iustinianus“ einen Verweispfeil bekommen (Digesta, Novellae und Institutiones haben kein Lemma), bei „Gedichte, Anonyme“ (ein Verlegenheitstitel, der wenigstens „Anonyme Gedichte“ heißen sollte, s. „Antijudaistische Schriften“, „Sibyllinische Orakel“, „Apokryphe Schriften“!) das Stichwort „Pseudographie“. (Die Autoren-Artikel mit „Ps.“ sind alphabetisch beim Namen des Autors eingeordnet, z. B. „Ps.-Hegesipp“ nach „Hegesipp“.) Auch sonst sind noch mehr Brückenschläge wünschenswert, so von „Apokryphe Schriften 4: Apokalyp-

se“ zu „Baruch (Apokalypse)“ (auf die übrigen nichtkanonischen Offenbarungen wird verwiesen), bei „Vetus Latina“ auf die ebd. nicht erwähnte Vulgata. (Die bei „V. L.“ genannten „Itala“ und „Praevulgata“ haben keinen eigenen Artikel, auch kein Verweislemma, und kommen auch nicht im Register vor.) Bei der Erwähnung des „Märtyrers von Scili“ (616) könnte gesagt werden, dass er unter „Märtyrerakten 6“ (414) behandelt ist. Augustinus gegen Julian (75): Gemeint ist Julian aus Eclanum (361). Von wem stammt das Zitat 236 (Firmicus Maternus, 1. Absatz)?

Sprachliches: „Griechen / Christen“ (526 f.) ist kein präziser Gegensatz; sollte der Vf. an Ἕλληνας = „Heiden“ gedacht haben? „Ihre Spruchüberlieferung ... wurde zunächst mündlich überliefert“ (570)? Als ein Indiz für die Entwicklung zur Koine wird 567 ohne jedes Konkretum „Formenlehre: Neuerungen“ präsentiert. An welchen Benutzerkreis denken Hrsg. und Verlag einerseits bei der unkommentierten Nennung von „Enkainiensynode“ (405), „endemischer Synode“ (391), „homoiisch“ (634) und der ständigen Verwendung der verfremdenden Namenform „Ijob“ (Hiob), andererseits bei der Erklärung von „aaO.“, „AT“, „griech.“ im Abkürzungsverzeichnis? – Die Abkürzungen biblischer Bücher (XV) sollten alphabetisch gereiht sein.

An Forschungs-Literatur vermisste ich Richard Kleins Arbeiten zu Basilius' Schrift „An die Jugend“ und zu den 1991 gefundenen Augustinus-Predigten (jetzt alles in Richard Klein: Roma versa per aevum, Ausgewählte Schriften, Hildesheim 1999). Andere Desiderate bei J. B. Bauer, AAHG 52, 1999, 129 f. – Gut die raumsparenden Sigel für Verlagsorte; nicht so glücklich das Abkürzen der Vornamen auch bei selbständigen Veröffentlichungen; überflüssig Erläuterungen wie 568 zu „Greek Translations of Latin“: „Übersetzungen lat.-griech.“. – Im Abkürzungsverzeichnis fehlt manches, so RMP. (Warum nicht: RhM?) – Griechische Titel erscheinen gewöhnlich griechisch; warum nicht bei „Philokalie“? Hier ist sogar der Titel der Edition transliteriert. Aber dann bitte η, ω als e, o. – Druckfehler sind selten. Den Gräzisten stören am meisten ΣΩΤΕΡ in dem berühmten Akrostichon der „Oracula Sibyllina“ 8,217 ff. (S. 10),

„Phillippus“ (503), „cathechizandis“ (80), „Erechtius“ (202; - chth-!), πληροφοροαί (357; -ία), Ἰνδικοπλευστής (139; der Akut muss auf die vorletzte Silbe). – Der saubere Zweispaltendruck trägt zur Übersichtlichkeit bei, der stabile Einband zur Haltbarkeit.

Gewidmet ist das Werk Paul Mikat in seiner Eigenschaft als Präsident der Görresgesellschaft.⁷

- 1) In dem zu besprechenden Buch wird auch „pagan“ verwendet. Auf jeden Fall bin ich gegen „heidnisch“; es hat im allgemeinen Sprachgebrauch etwas Pejoratives.
- 2) Ich bevorzuge „aus“; „von“ klingt so nach Adel. Übrigens ist auch im „Neuen Pauly“ das „aus“ im Kommen.
- 3) Dieselben zeitlichen Grenzen zieht O. Hiltbrunner, Patristik, in: Der Kleine Pauly“ 4, 1972, 555. Vgl. J. Kramer, Geschichte der lateinischen Sprache, in: Fritz Graf (Hrsg.), Einleitung in die lateinische Philologie, Stuttgart, Leipzig 1997 (Einleitung in die Altertumswissenschaft 2), 154. Columban (543-615), der laut Kramer meist schon dem Mittelalter zugeordnet wird, ist im LACL noch berücksichtigt. (Zur „Einleitung“ 2 siehe meine Rezension in FORUM CLASSICUM 3/97, 142ff.).
- 4) Zu dem Band siehe meine Rezension in FORUM CLASSICUM 1/98, 48ff.
- 5) 1994 ist ferner ein „Lehrbuch der Patrologie“ von Hubertus R. Drobner erschienen; man ist verblüfft, es im LACL überhaupt nicht erwähnt zu finden, zumal es im gleichen Verlag Herder verlegt worden ist. Übrigens beginnt auch bei Drobner die christliche Literatur mit dem NT.
- 6) Ganz am Rande: Es begegnen mehrere Personen mit dem Beinamen „der Große“; man wüsste gern, soweit es bekannt ist, wer wann von wem warum diesen Titel erhalten hat. Bei dem Kappadozier Basilius wird immerhin mitgeteilt, dass er schon zu Lebzeiten so genannt wurde. Wie steht es mit (in alphabetischer Reihenfolge) Antonius (s. o.), Athanasius aus Alexandrien (570), Gregor I., Konstantin I, Leo I.? Zu anderen Fällen J. Werner, Friedrich II. – „der Große?“, in: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Arbeitsblätter der Kommission für Kunstgeschichte, Literatur- und Musikwissenschaft 12, 1999, 32ff.
- 7) Aus seiner Zeit als Kultusminister in Nordrhein-Westfalen ist er manchem Gymnasiallehrer vielleicht noch als „Erfinder“ der (nicht von ihm so betitelten) „Mikätzchen“ ein Begriff.

JÜRGEN WERNER, Leipzig

Thomas Kotzke von Kleinsorgen, Besser in Latein. Grammatik 1./2. Lernjahr; Michael Prünfte und Stephanie Viefhaus, Besser in Latein. Gram-

matik 3./4. Lernjahr, Berlin: Cornelsen Scriptor (Lernhilfen), 1999; ISBN 3 589 21170 9 und 3 589 21171 7, je 22,80 DM.

Die „Besser in...“-Lernhilfen für Schüler von Cornelsen Scriptor erfreuen sich offenbar wachsender Beliebtheit. 21 „Besser in Mathe“-Folgen befinden sich derzeit auf dem Büchermarkt, 20 für Deutsch und 13 für Englisch. Nun fällt auch Latein nicht mehr aus dieser Reihe, sondern erweitert sie um die zwei hier vorzustellenden Bände und einen dritten zur Lektüre im 3./4.Lernjahr. Die zugehörige Taschengrammatik „Pocket-Teacher“ hat kürzlich an gleicher Stelle Dr. Peter Helms in einer verdienstvollen, weil präzise auf enthaltene Fehler und Ungenauigkeiten hinweisenden Rezension vorgestellt (vgl. FORUM CLASSICUM 2/99, S. 111ff).

Beide Bände stimmen trotz verschiedener Autoren in Aufbau und Layout überein: in abgeschlossenen Kapiteln werden einzelne grammatische Schwerpunkte der jeweiligen Lernjahre zum Training angeboten, wobei jedes Kapitel aus gemischten Texten, Übungen (Lösungsheft liegt jeweils bei) und Erklärungen bzw. Merksätzen besteht. Dabei sind die Themen der Texte, die Übungsformen sowie Art und Güte der grammatischen Erläuterungen so vielfältig, dass hier nur auf wenige Beispiele eingegangen wird. Band 3./4. verweist häufig auf Band 1./2., ohne jedoch immer mit ihm übereinzustimmen (siehe unten das Beispiel Ablativfunktionen). Die Gestaltung der Bände scheint mir gelungen: erfreulich schlicht in schwarz-weiß und blau präsentiert sich die Materie, die großzügig auf die Seiten verteilt ist (unverzichtbar, da viele Lösungen direkt ins Buch geschrieben werden sollen). Jedes Thema hat zum Motivieren vor den Grammatik-Überschriften eine (mehr oder weniger) einladende Haupt-Überschrift (z. B. Erst mal zum LateinTÜV; nd - O weh!), die weiß auf blaumarmoriertem Grund – unverkennbar schon beim ersten Durchblättern – ein neues Kapitel anzeigt. Noch etwas anderes fällt beim ersten Durchblättern ins Auge: Die zahlreichen Zeichnungen von Klaus Puth. Die haben zwar mitunter etwas arg Skurriles, sind aber in Teilen ausgesprochen erheiternd und nur an wenigen Stellen m. E. wirklich fehl am Platze, wobei ich nicht einmal si-

cher bin, ob die Schüler ein „Da wirst du geholfen“ intonierendes Verona-Double beim Dativobjekt (Bd. 1./2., S.23) nicht doch oder sogar gerade komisch finden. Die Schüler, denen ich die Bücher zeigte, haben jedenfalls bei etlichen Bildern schallend gelacht, was auch der Grund ist, aus dem die Gestaltung hier so ausführlich besprochen wird: Schüler sollen ja diese Bände kaufen, um selbständig Latein zu üben. Ein Buch aber, das schon beim ersten Ansehen anspricht, hat gute Chancen gekauft zu werden.

Die Übungen bilden eine gelungene Mischung aus Abwechslung und Kontinuität. Einfache und bekannte, im Grunde herkömmliche Arbeitsformen sowie -aufträge, die sich zudem wiederholen, sind für den allein übenden Schüler m. E. besonders wichtig. Angenehm auch die Möglichkeit des Ausfüllens von Tabellen, vorgezogenen Linien etc. Ökonomisch ungünstig, da kein Zweiter mit demselben Buch arbeiten kann, führt dies vielleicht dazu, dass der „Eigentümer“ das selbst ausgefüllte Buch zum Nachschlagen verwendet. Dazu eignen sich ohnehin diverse Passagen, eine davon: der überaus nützliche grammatische Vorkurs in Bd.1./2., S.6ff (Wortarten, Satzglieder, Grundbegriffe etc). Beide Bände erweisen sich für den Lateinlehrer, der immer auf der Suche nach einprägsamen, griffigen und leicht zu erschließenden Beispielsätzen ist, als Fundgrube. Vielfach liegt auf gelungene Weise eine mythologische Geschichte einer gesamten Passage zugrunde, so z. B. dem Konjunktivkapitel in Bd.3./4. (Daedalus, Icarus, Minos, Theseus und Ariadne). Ein Schüler, der einige Seiten zur Probe bearbeitete, war darüber hochofren. Dafür fielen die sechs Arbeitsschritte zur p.c.-Übersetzung „...inspizieren, isolieren, ‚temporieren‘, ‚laborieren‘, semantisieren, fixieren. . .“ (Bd. 1./2., S.55) gegenüber den „Normalformulierungen“ (part. suchen, bestimmen, Zeitverhältnis usw.) glatt durch. Beklagt wurden auch Sätze wie: *si liberi parentibus parerent, vita faciliior esset* (Bd.3./4., S. 36). Nun immerhin, ehe ein Schüler diesen Irrealis der Gegenwart (!) monieren kann, muss er ihn übersetzt haben. Liest ein Lateinlehrer dieses Buch, gibt es sicher an diversen Stellen Einwände gegen Formulierungen. So verwundert z. B., wenn die Schüler in Bd.3./4. (S. 64) erfahren, dass

ein beim Übersetzen eines Satzes übriggebliebenes Wortpärchen „...in der Regel ein abl. abs ...“ sei oder wenn man in Bd.1./2. (S. 82) beim p.c. mit der Beiordnung (die m. E. für den Schüler verlässlichste Art der Übersetzung) dem Autor zufolge „... einer sachgerechten Übersetzung ...“ gerademal „... einen großen Schritt näher gekommen ist.“ Folgendes scheint mir von Nachteil zu sein: Die Autoren betonen, „... Stoffverteilungspläne und Wortspeicher aller neuen Lehrbücher berücksichtigt ...“ zu haben (Bd.3./4., S. 6). Dieser Anspruch ist zu hoch gegriffen. Dem Schüler wird geraten, unbekannte Vokabeln im Lehrbuch nachzuschlagen. Schon nach wenigen Stichproben fällt auf, dass für etliche Schüler, die kein Wörterbuch besitzen, an dieser Stelle die Übung zu Ende ist (Bsp.: *Ostia altera I* hat nicht: *expugnare* und *aula* – beide in der Übung zum p.c. im Bd.1./2., S.80ff). Das ist wohl ein Hindernis bei allen lehrbuchübergreifenden Übungsmaterialien. Fast genauso unlösbar scheint das Problem unterschiedlicher Bezeichnung und Gewichtung grammatischer Erscheinungen. Dabei wird ein Schüler oft zusätzlich verwirrt, weil er etwas in der Schule anders gelernt hat. Im besten Falle nimmt er sein Buch mit zum Lehrer, fordert eine Erklärung ein und hat am Ende einen Extra-Wissenszuwachs, weil er erkannt hat, dass man die Dinge auf verschiedene Weise sehen kann. Im besten Falle, wie gesagt. Ein Beispiel: Der *dativus commodi* wird im Bd.3./4., S. 81, als zweite Funktion des Dativs nach der des Objektes geübt. Davon abgesehen, dass die Einstufung des *comodi* als Adverbiale nicht von allen Schulgrammatiken geteilt oder überhaupt thematisiert wird: „Arcus“, „Arcus compactus“, „Ostia altera“, „Iter Romanum“ – bei allen Fehlanzeigen, er kommt nicht vor. Einige Schüler werden dafür den *dativus possessivus* vermissen, den sie wiederum aus ihrem Unterricht kennen. Ähnliches widerfährt bei den Ablativfunktionen (Bd. 3./4., S. 83): durch alphabetische Ordnung rutscht der *ablativus causae* an die erste Stelle der Aufzählung, vor den *instrumenti*, wobei der für den m. E. ungeschlagenen Merkspruch Lo-Te-In-So-Se (vgl. u. a. *Ostia altera*) unverzichtbare *sociativus* ignoriert wird. Im Bd.1./2. war der übrigens noch da, genauso wie der *abl. modi*, da-

für fehlt dort der *abl. causae*. Diese Liste ließe sich fortführen, trübt jedoch nur gering den Eindruck, dass bei den genannten Vorzügen der Nutzen eines solchen Übungsbuches gegenüber den Nachteilen, die offenbar nur schwer auszuräumen sind, überwiegt.

PEGGY WITTICH, Cottbus

Quack, Helmut: Der Dieb auf dem Mondstrahl. Lateinische Geschichten aus Morgen- und Abendland. Bamberg: Buchners 1999, 14,40 DM (Transit – Die Übergangsektüre, Heft 5).

Wie ermögliche ich meinen Schülern einen möglichst schmerzfreien und motivierenden, vielleicht auch ein wenig unterhaltsamen Übergang vom Lehrbuch zur Originallektüre, in dem noch einige grammatische Phänomene systematisch aufgegriffen und vertieft werden sollen, in dem die Schüler aber dennoch behutsam aus den gewohnten Schemen der Lehrbucharbeit entlassen werden? Eine neue, durchaus reizvolle Antwort auf diese Fragen bietet das Übergangsektüre-Heftchen „Der Dieb auf dem Mondstrahl“ von Helmut Quack (Heft 5 aus der Reihe „Transit“). Quack stellte Episoden der „disciplina clericalis“ des Petrus Alfonsi zusammen, eines ursprünglich jüdischen, 1106 getauften Arztes in Diensten des Königs Alfons I. von Aragon. Die insgesamt 14, dem klassischen Latein angeglichenen und für Schülerinnen und Schüler gut lesbaren Episoden aus der kulturell sehr heterogenen iberischen Halbinsel der ersten Jahrtausendwende erzählen abwechslungs- und pointenreich Lebensweisheiten, Anekdoten und Fabeln christlicher wie arabischer Herkunft. In der bekannten Transit-Methode umfasst jede Episode wie eine Lehrbuchlektion eine Doppelseite, enthält einen grammatischen Schwerpunkt und ist mit Interpretationsaufgaben versehen. Angenehm ist hierbei, dass der jeweilige grammatische Schwerpunkt (verschränkte Relativsätze, *nd*-Formen, *Supina*, *NcI*, *ut*- u. *ne*-Sätze, *oratio obliqua*, *Pronomina* und *Genetiv-Funktionen*) den Text nicht bis zur Künstlichkeit überfrachtet. Für die Klärung grammatischer Fragen wird der Schüler oft zur Eigeninitiative aufgefordert, indem er Suchaufgaben für seine Grammatik erhält. Die Interpretationsaufgaben lenken zielgerichtet und motivierend auf

die Substanz der Texte und schulen so ein analytisches Lesen. Vielleicht sollte man bei der Lektüre einiger Geschichten aus dem arabischen Kulturkreis mit schaurig-brutalem Einschlag den Schülerinnen und Schülern die Problematik von Klischeebildungen vor Augen halten, die im Mittelalter nicht anders funktionierten als heute noch. Insgesamt ein sehr lohnendes Werk, das den Schülerinnen und Schülern sicherlich Spaß macht, ihnen inhaltlich den Weg zur Originallektüre ebnet und formal noch die gewohnte Struktur des Lehrbuchs belässt. Und nicht zuletzt tragen zur motivierenden Wirkung des Heftchens die liebevoll und mit viel Humor gestalteten Zeichnungen von Isa Dietrich bei.

Wetzel, Gabriele: Die 13. Tat des Herkules. Bamberg: Buchners 1999, 32 S., 12,60 DM (Studio, Heft 8).

Zu Recht mehren sich didaktische wie methodische Bemühungen, dem Lateinunterricht seine humoristischen Potentiale zu entlocken. In der Tat eignen sich hierzu kreative parodistische Bearbeitungen des antiken Mythos durch Schüler, die sicherlich große Freude und viel Gewinn daran haben, den antiken Helden ein wenig ihre Heldenhaftigkeit zu nehmen und experimentelle Rollentausche zwischen den Mächtigen und Machtlosen durchzuführen. Auf diese Weise lernen Schüler durch eigenes Formen, ethische Fragestellungen im Mythos zu reflektieren. Soll man jedoch das Ergebnis einer solchen kreativen Schülerarbeit – aufgearbeitet und stilistisch bereinigt, mit Vokabelhilfen, Ergänzungstexten und informativen Bildmaterial ergänzt – als lateinische Lektüre zum Übersetzen und Nachspielen veröffentlichen? Die Lektüre des Heftes „Die 13. Tat des Herkules“ von Gabriele Wetzel (Heft 8 der Reihe „Studio“) lässt an dieser Idee Zweifel aufkommen. Sicher – hier waren Schüler mit viel Herzblut und wohl auch Spaß dabei, aus Segmenten des Mythos eine neue Handlung zu erfinden, die Herakles zusammen mit Merkur im Auftrag Iunos die versteinerte Niobe vom Berg Sipylos zurückholen lässt. Auf dieser Reise müssen sie das Labyrinth in Knossos und den erneut eingedrehten Stall des Augias aufsuchen, dessen Säuberung nun nicht noch einmal so elegant ab-

läuft wie beim letzten Besuch. So weit, so spaßig. Aber es dürfte wohl wie in selbstgemachten Videofilmen sein: Den größten Spaß hat man bei der Herstellung, und das Produkt wirkt auch meist nur auf die Produzenten wirklich lustig. Zudem drängt sich die Frage auf, ob es angesichts der Zeitknappheit im Lateinunterricht der Sekundarstufe I und der Schwierigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler, Namen und Handlungen der griechischen Sagen auseinander zu halten, in der Lehrbuchphase nicht angebrachter wäre, die Geschichten als Zwischenlektüre in einer Form anzubieten, die im Gedächtnis zu behalten sich lohnt. Außerdem stört bei dem angebotenen Text, dass bei der Bearbeitung des von Schülern verfassten Lateins neben einigen syntaktischen Fehlern zu viele offensichtliche Übertragungen deutscher Redensarten stehengeblieben sind, die das klassische Latein im gemeinten Zusammenhang nicht kennt (z. B. „Lente, meae filiae, lente!“ S. 7, „satis habeo.“ S. 11, 14). Dies kann passieren und ist bei einem Produkt aus einer Schülerarbeit auch kein Makel, aber weder als Lektüre noch als nachzusprechendes Hörspiel kann es akzeptiert werden. So bleibt der Gesamteindruck: Alle Achtung vor dem kreativen Potential, das Gabriele Wetzels ihrer 8. Klasse mit dieser Geschichte hat entlocken können, aber eine Zwischenlektüre im Anfangsunterricht, als welche das Heftchen letztendlich konzipiert ist, sollte anders aussehen.

HANNES STEINKE, Berlin

CD AVE MARC AUREL (produziert von der österreichischen SODALITAS).

Sie umfasst eine Hommage an Marc Aurel von Joseph Brodsky, eine Würdigung „Marc Aurel“ aus den „Zwölf Blättern aus einem Geschichtsatlas“ von Rolf Hochhuth sowie als Haupttext eine Auswahl aus Marc Aurels „An sich selbst“ (in der Übersetzung von Joachim Dalfen). Gelesen wurden die Texte vom Schauspieler Martin Schwab. Die Dramaturgie betreute Ernst Sigot.

Für den Griechisch- und Lateinunterricht sehr förderlich, da hier nicht bloß die Rezeption stoischen Denkens der Antike, sondern auch dessen aktuelle Würdigung durch angesehene Literaten zu Ohren gebracht werden.

Die CD kostet (inklusive Porto und Verpackung 35,- DM); Bestellung bei Mag. Wilhelmine Widhalm Kuperschmidt, Leopolderplatz 82, A-1210 Wien; Bezahlung erwünscht entweder in Bargeld im Brief oder über Postbank: PSK-Konto 7480544, BLZ 6000 (kein Scheck!).

FRIEDRICH MAIER

HELLENÍA – Eine Erlebnisreise in die griechische Antike; erarbeitet im Auftrag des Staatsinstituts für Schulpädagogik und Bildungsforschung (ISB), Arabellastr. 1, 81925 München; Systemanforderungen: Windows 95/98 oder Windows NT, 10 DM (für Gruppen ab 20 Schülern 5 DM).

Multimedia CDs für den Lateinunterricht stehen mittlerweile in recht großer Zahl zur Verfügung. Für den Griechischunterricht musste man bisher auf ein angemessenes Produkt vergeblich warten. Diese Lücke schließt nun das multimediale Lern- und Spielprogramm „HELLENÍA – Eine Erlebnisreise in die griechische Antike“, das vom Arbeitskreis „Computereinsatz im Griechischunterricht“ am bayerischen Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung (ISB) entwickelt und von der Hypo-Kulturstiftung und dem Landesverband Bayern im DAV gefördert wurde. Der Adressatenkreis dieser CD ist zu Recht weit gestreut: Einerseits sollen Schüler in der 8. Klasse altsprachlicher Gymnasien auf den Griechischunterricht vorbereitet werden, ferner soll die CD im Griechischunterricht zum Einsatz kommen, und schließlich ist sinnvollerweise auch an die Nutzung an Schulen ohne Griechisch gedacht, um die Schüler in die griechische Welt einzuführen.

Im Mittelpunkt des graphisch sehr aufwendig gestalteten Programms stehen zwei Erlebnisreisen, und zwar nach Kreta zum Labyrinth von Knossos und eine Reise zu den Orten Milet, Priene, Olympia und zum Götterberg Olymp. Da es sich um ein Lernspiel handelt, müssen zahlreiche Aufgaben gelöst werden, um die Reisen erfolgreich abzuschließen.

Nach dem Programmstart sieht man zunächst eine Griechenlandkarte, die die Hauptebene des Spiels darstellt. Zunächst wird dem Nutzer die Wahl gelassen, für welche der beiden Reisen er sich entscheidet.

Besucht er Knossos, gelangt der Nutzer nach einer kurzen (gesprochenen) Einführung zu einem interaktiven Lageplan des Palastes. Hier kann der Nutzer eine Vielzahl von Sehenswürdigkeiten des Palastes besuchen (z. B. den Westhof, das Südpylon, den Zentralhof, das Theater, den Thronsaal, die Magazine und das große Treppenhaus) und eine Fülle von Informationen zur minoischen Geschichte, Kunst und Religion sowie zur Ausgrabungsgeschichte in Knossos erhalten. Klickt man beispielsweise auf dem Plan das Theater an, erscheint ein passendes Foto; zu diesem kann man sich dann durch Anklicken eines Fragezeichens einen erläuternden Sachtext auf den Bildschirm holen, der in diesem Falle durch einen Sekundärtext von Nikos Katzanzakis ergänzt wird. Dabei sind die gebotenen technischen Raffinessen durchaus beeindruckend: So ist der rekonstruierte Zentralhof durch einen Panoramablick rundum zu betrachten.

Der Weg zurück zum Lageplan ist einfach: Man berührt mit dem Cursor den linken Bildrand, worauf eine Steuerleiste mit Symbolabbildungen erscheint, durch deren Anklicken man zum Lageplan oder zum Labyrinth gelangen kann. Leider sind die Abbildungen etwas zu klein, so dass man anfangs schon recht genau hinsehen muss, um die Bilder zu erkennen. Der Ausstieg aus dem Programm erfolgt übrigens über eine Eule am rechten unteren Bildschirmrand.

Wenn man alle Sehenswürdigkeiten besucht hat, kann man auch dem Labyrinth einen Besuch abstatten. Man kommt zunächst in einen Raum, in dem ein Stierkopf hängt. Berührt man den Kopf mit dem Cursor, zerbricht er in einzelne Teile und verschwindet im Labyrinth. Das spielerische Ziel besteht nun darin, den Kopf wieder zusammenzusetzen. Dafür muss man ins Labyrinth gelangen, was allerdings nur möglich ist, wenn man das Zugangswort findet. Im Labyrinth selber warten dann auf den Besucher sechs Aufgabenteile u. a. zum Palast, seiner Ausgrabungsgeschichte und zur Mythologie. Dabei sind die einzelnen Unteraufgaben sehr vielfältig, phantasievoll und handlungsorientiert gestaltet; besonders gelungen ist ein Puzzle des Stierspringerfreskos, das man mit Hilfe des Cursors zusammensetzen kann. Dabei entsprechen die Aufga-

ben der intendierten Hauptzielgruppe: Man muss kein Griechisch können, um die Fragen zu beantworten.

Die zweite Erlebnisreise führt in die kleinasiatischen Städte Milet und Priene, nach Olympia und zum Götterberg Olymp. Die Reise beginnt in Athen, wo man vor dem Hintergrund der Akropolis Sokrates begegnet, der den Spieler akustisch vernehmbar mit dem griechischen ὦ φίλε, ποῖ δὴ καὶ πόθεν begrüßt – der Satz wird natürlich auch übersetzt – und die Aufgabe formuliert: Man soll auf der Reise durchs antike Griechenland nach den vier Elementen suchen, mit denen sich die Philosophen vor Sokrates beschäftigt haben, und diese nach Athen zurückbringen. Bereits an der griechischen Begrüßung wird deutlich, dass auf dieser Reise der sprachliche Aspekt neben dem kulturgeschichtlichen eine wichtigere Rolle als bei der Kretareise spielt. Sodann kann man auf der Griechenlandkarte die entsprechenden Städte durch Anklicken erreichen. Kurzbesuche sind beispielsweise in Troja, Sparta oder Mykene möglich. Sehr umfangreich sind die Hauptreiseziele gestaltet: Dort erwarten äußerst vielfältige Inhalte und z. T. recht anspruchsvolle Aufgaben den Besucher: Dabei sollte man zuerst in Milet beginnen, um dann über Priene nach Olympia und schließlich zum Olymp zu kommen. Auch hier kann man zahlreiche Informationen zur antiken Geschichte und Kultur erhalten, also z. B. in Olympia über die einzelnen Gebäude des heiligen Bezirks oder in Milet und Priene über die wichtigsten Bauwerke und Persönlichkeiten der jeweiligen Stadt. Teilweise können die Texte sogar ausgedruckt werden. Deutlich mehr Wert wird im Gegensatz zur Kretareise auf die griechische Sprache gelegt; gesprochene Originalzitate, Schreibübungen zum Alphabet und die Nennung von Fremdwörtern unterstreichen diesen Schwerpunkt.

Aber nicht alle Aufgaben sind von gleicher Qualität: Ist es ziemlich anspruchsvoll und zeitraubend, das Haus Alexanders des Großen in Priene mit Hilfe des Satzes des Thales zu finden, so scheint die Aufgabe, das griechische Wort ὕδωρ in Mosaiksteinchen zusammenzulegen, technisch nicht ganz ausgereift: Was nach Ansicht des Spielers deutlich ein Delta ergibt, wird vom

Programm nicht anerkannt; die vom Programm schließlich als Delta gebilligte Zusammenstellung kann dagegen beim besten Willen kaum als Delta identifiziert werden. Positiv hervorzuheben ist die Bemühung der Autoren um einen recht lockeren Ton, wenngleich mancher Kommentar etwas gestelzt und einige Scherze ziemlich hausbacken wirken. Wirklich professionelle Sprecher hätten die Professionalität der Gesamtgestaltung abgerundet; dies hätte jedoch vermutlich den finanziellen Rahmen der Unternehmung gesprengt. So fallen diese *monita* im Verhältnis zu den hier gebotenen faszinierenden Möglichkeiten, der griechischen Antike zu begegnen, kaum ins Gewicht.

Insgesamt ist den Herausgebern ein ganz außerordentliches Produkt gelungen, das in seiner Form und seinen didaktischen und methodischen Möglichkeiten bisher seinesgleichen sucht. Somit ist nun auch der Griechischunterricht endgültig im Computerzeitalter angekommen. Hoffentlich macht die teilweise noch recht dürftige Computerausstattung in den Schulen keinen Strich durch die Rechnung: Einen Pentium-Rechner mit viel Arbeitsspeicher braucht man schon, um das Programm angemessen nutzen zu können. Besonders hervorzuheben bleibt schließlich der ausgesprochen günstige Preis, der eine weite Verbreitung sicherstellen sollte. Übrigens können zahlreiche methodische und didaktische Hinweise zum Einsatz der CD in einer eigens verfassten Handreichung des ISB nachgelesen werden.

STEFAN KIPF

Hinweis

Aus Platz- und Zeitgründen gelingt es nicht immer, Bücher, die manche unserer Leserinnen und Leser – gerade auch im Hinblick auf eine abwechslungsreiche und innovative Gestaltung ihres Unterrichts – besonders interessieren dürften, rechtzeitig anzuzeigen und ausführlich zu besprechen. Im folgenden seien einige Buchtitel angeführt:

Elisabeth Nerl: Den alten Römern in den Kochtopf geschaut. 13 römische Rezepte (meist aus Apicius), ausprobiert, versehen mit Mengenangaben für vier Personen. 24 Seiten, Format DIN A 5. Preise: 1 Ex. DM 6,-, ab 10 Ex. à DM 5,-. Zu beziehen bei Rudolf Spann, Verlag und Versand, Panoramastraße 23, 82211 Herrsching. Bestell-Nr. 08 (R. Spann ist bekannt für sein reichhaltiges Angebot „Antike zum Anfassen“).

G. E. Thüry / J. Walter: Condimenta. Gewürzpflanzen in Koch- und Backrezepten aus der römischen Antike. Hrsg. von Michael Kiehn, Institut für Botanik und Botanischer Garten der Universität Wien. 3. Aufl. Herrsching: R. Spann 1999. DM 20,- Ebenfalls zu beziehen bei Rudolf Spann (s. o.). Bestell-Nr. 953.

Arthur Geisert: NVMERI ROMANI AB VNO AD DVO MILIA. Die römischen Zahlen von I bis MM. Carl Hanser Verlag (Kinderbuch). Postfach 86 04 20, D-81631 München. Titel-Nr. 19734. 34 Seiten. DM 24,80.

Auf amüsante und spielerische Weise bringt der Autor und Zeichner A. Geisert dem Leser die römischen Zahlen näher. Auf XXXII Seiten und XLIV Zähl-Suchbildern hat er nicht weniger als MMMMDCCCLXIV Schweine in Szene gesetzt, um Kindern und Erwachsenen auf die Sprünge zu helfen, wenn's um das erste Latein und das Erkennen und Bilden von römischen Zahlen geht. Ein originelles Buch für alle, die schon ein bisschen Latein können. Im Anhang gibt es vorsichtshalber eine deutsche Übersetzung. Im Kleingedruckten kann man lesen, dass für die lateinische Fassung dieses aus Amerika stammenden Büchleins Prof. Dr. Wilfried Stroh (München) verantwortlich ist.

ANDREAS FRITSCH

Berichte und Mitteilungen

Wiederentdeckung des Lateinischen empfohlen

Der Deutsche Lehrerverband (DL), die französische Fédération de l'Enseignement et de la Recherche (FER) und die Österreichische Professoren-Union (ÖPU) haben ein gemeinsames „Europäisches Bildungsmemorandum“ beschlossen, das Mitte Oktober der Öffentlichkeit übergeben wurde. Es trägt als Titel die Aufforderung: „Europa als gemeinsamen Geschichts- und Kulturraum begreifen!“ Im 5. Abschnitt dieses Memorandums (Für Europa erziehen!) heißt es u.a.: „Im besonderen ist eine stärkere europäische Ausrichtung des Geschichtsunterrichts erforderlich. Eine historisch-politische europäische Bildung, mit der Antike beginnend, ist überfällig. Denn nur ein europäisches Geschichtsbewusstsein kann – in Achtung aller nationalen Besonderheiten unter dem Dach des ‚Europas der Vaterländer‘ (de Gaulle) – die Basis für ein modernes europäisches Selbstbewusstsein und damit für eine europäische Mentalität sein. [...] Ein zweiter wichtiger Bereich einer Bildung für Europa ist der Fremdsprachenunterricht. Fremdsprachenkenntnisse öffnen das Tor nach Europa, mangelnde Fremdsprachenkenntnisse wären Europas Hemmschuh. Hier gilt es anzusetzen: Der Fremdsprachenunterricht muss in allen Schulbereichen gestärkt werden. Für die Gymnasien empfiehlt sich eine Wiederentdeckung des Lateinischen als Fremdsprache. Latein als europäische Fundamentalsprache ist hinsichtlich Wortschatz, Grammatik und Terminologie der Wissenschaften sowie als Reflexionssprache ein Wegbereiter zu anderen europäischen Sprachen und damit ein Schlüssel zu einer europäischen Mehrsprachigkeit.“

Neuer Vorsitzender des DAV Saarland

Als Nachfolger von Herrn Klaus-Wendel Keßler wurde am 25.11.1999 Herr Walter Siewert zum Vorsitzenden des Landesverbandes Saarland im DAV gewählt (Anschrift: Quierschieder Str. 123, 66287 Quierschied). Herr Siewert ist durch manche Veröffentlichungen (u. a. in der Zeitschrift „Der Altsprachliche Unterricht“) und als Mitau-

tor des Unterrichtswerkes „Ostia“ auch außerhalb des Saarlandes bekannt. Wir wünschen ihm bei der Leitung des Landesverbandes viel Glück und Erfolg.

Griechisch erklärt Dir die Welt

Unter diesem Titel hat die Fachkonferenz Alte Sprachen der Diltheyschule Wiesbaden (in Verbindung mit dem Kreis der Freunde und ehemaligen Schüler der Diltheyschule) ein sehr ansprechendes 10seitiges farbiges Faltblatt erstellt, das die Aufmerksamkeit aller engagierten Fachkolleg/inn/en verdient. Wer sich für diese attraktive „Werbeschrift“ interessiert, wende sich direkt an Herrn StD Dr. Martin Götting, Diltheyschule, Georg-August-Str. 14-16, 65195 Wiesbaden.

Alte Geschichte für Europa

Die Arbeitsgemeinschaft „Alte Geschichte für Europa e. V.“ führt ihre nächste Tagung vom 15. bis 17. Juni 2000 in Bremen durch. Wie die Vorsitzende, Frau Professor Dr. Elisabeth Erdmann, mitteilte, steht die Tagung unter dem Motto „Mensch - Natur - Technik. Perspektiven aus der Antike für das 3. Jahrtausend“. Das Programm soll im Januar erscheinen. Interessenten können sich im Internet informieren unter der Adresse: <http://www.geschichtsdidaktik.ewf.uni-erlangen.de/Bremen.htm> oder direkt an Frau Prof. Dr. Elisabeth Erdmann wenden (Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte, Regensburger Str. 160, 90478 Nürnberg). Hier einige Auszüge aus dem Programm:

Donnerstag, 15.06.2000, 14-17 Uhr: Begrüßung; Sektion I: Bürgersein zwischen Regionalisierung und Globalisierung (OLGA BONBARDELLI, VINCENZO PASSERINI, Trento); Sektion II: Arbeit und tätig sein. Begriff, Ideal, Wirklichkeit (HANS KLOFT, Bremen, ELISABETH ERDMANN, Erlangen-Nürnberg); Abendvortrag 19.30 Uhr im Festsaal des Alten Rathauses: Wie zählt man die Jahre? Zeitrechnung als Problem für Antike und Moderne (Hans Maier, München).

Freitag, 16.06.2000, 9-12 Uhr: Sektion III: Zur Aktualität der antiken Demokratie (ANGELA

PABST, Erlangen, HEIDE KÜMMERLE-CZIESLIK, Schwabach); Sektion IV: otium und scholé: antike Konzepte als Angebot für das nächste Jahrtausend (PETER SCHOLZ, Frankfurt, DETLEF FECHNER, Celle).

Freitag, 16.06.2000, 14-17 Uhr: Sektion V: Arbeit und Leben im klassischen Athen (BIRGIT SCHOLZ und JÖRG SPIELVOGEL, Bremen); Sektion VI: Der Umgang des antiken Menschen mit der Natur: Naturwahrnehmung, Naturbeherrschung, Naturkatastrophen (GERHARD WALDHERR, Regensburg, HERWIG BUNTZ, Erlangen); Sektion VII: Nutzung von Wasserkraft: Stagnation in der Antike – industrielle Revolution im Mittelalter? (GISBERG GEMEIN, Köln, FREYA STEPHAN-KÜHN, Mönchengladbach); Abendvortrag 19.30 Uhr, Festsaal im Schütting: Zivilisatorische und technische Entwicklung in der Antike (HELMUTH SCHNEIDER, Kassel).

Samstag, 17.06.2000, 9-12 Uhr: Sektion VIII: Muße und Arbeitslosigkeit – Freizeit und antike Unterhaltungskultur (INGOMAR WEILER und PETER MAURITSCH, Graz); Sektion IX: Vom Paradiese her: Römische Naturwahrnehmung und Naturdarstellung und ihre aktuellen Bezüge (KIRSTEN STRAUB und GÜNTHER BERKER, Darmstadt).

Samstag, 17.06.2000, ab 14 Uhr: Exkursionen nach Woppswede (Künstlerdorf) oder Bremerhaven (Schiffahrtsmuseum).

Während der Tagung werden folgende Ausstellungen gezeigt: Alte Geschichte im historischen Kinder- und Jugendbuch (FREYA STEPHAN-KÜHN); Gemeinsame Exkursionen mit Schülern und Studenten zu antiken Stätten (KIRSTEN KREBSBACH, BERNHARD MEYER, DORIS MEYER, ECKHARD WIRBELAUER); Das Werkstattprinzip: Leben im antiken Rom (ROSMARIE GÜNTHER).

Klassisches Griechisch sprechen und geistvolle Texte lesen – 13. bis 27. August 2000 im Hellenikon Idyllion

Παρακαλοῦμεν εἰς τὸ συναπτικίζειν καὶ τὸ συμμελετᾶν τὸν τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων λόγον 13. - 27. Αὐγούστου 2000 ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ.

Οὐδὲν μέντοι κρεῖττον ἂν γένοιτο πᾶσι τοῦ ἀπτικισμοῦ ἐπιμελουμένοις, ἐὰν ἐν τῇ Ἑλλάδι ἀναπαύεσθαι καὶ ἅμα παιδεύεσθαι

ἐθέλωσιν, ἢ τούτων τῶν μαθημάτων μετέχεσθαι. οὐδαμοῦ γὰρ γῆς ὁμοίον τι ὑπάρχει ἐπιτήδευμα. ἐν μὲν οὖν μεγάλῳ καὶ ἐπισκίῳ καὶ παραθαλαττίῳ κήπῳ μαθηταὶ καὶ φοιτηταὶ καὶ πρεσβύτεροι πολλῶν χωρῶν συλλέγονται θαυμάζοντες, ὡς ῥαδίως ταῖς τοῦ Πλάτωνος λέξεσι διαλέγονται ἀλλήλοις, καὶ ἀναγιγνώσκοντες συγγράμματα χαρίεντα καὶ σοφίας μεστά.

Πολλάκις δὲ μουσικοὶ τε καὶ ἄλλοι τινὲς παιδείαν τιμῶντες ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ διατρίβουσιν, ὥστε συναυλῖαι καὶ ἀκροάσεις τινὲς γίνονται ἐσπέρας. καὶ οἷόν τ' ἂν εἴη ἄλλους τινὰς τόπους θεάσασθαι καὶ δρᾶμά τι ἐν ἀρχαίῳ τινὶ θεάτρῳ.

Τὸ δ' Ἑλληνικὸν Εἰδυλλίον ἐπὶ τῇ πρὸς βορέαν ἀκτῇ ἐστὶν οὐ πολὺ ἀπέχον ἀπὸ τοῦ Αἰγίου τῆς Πελοποννήσου, τὰ γε Σελιανίτικα ἄτε μόνον ὀλίγους ἀνθρώπους ἀλλοδαποὺς προσαγόμενα τὸν κατ' ἀρχὴν τρόπον αὐτῶν τὸν Ἑλληνιον διέσωσεν.

Ὁ τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδυλλίον κεκτημένος Ἄνδρέας ἄτε στέργων τὴν ἀπτικὴν φωνὴν καὶ παιδείαν ἐπικουρεῖ τούτοις τοῖς μαθήμασι καταλύματα μὲν πολύκλινα δωρεὰν τοῖς μαθάνουσι παρέχων, ἀλλοίου δὲ καταλύματος τιμῆς τὸ εἰκοστὸν ὑφίεις.

Διακόσιοι μὲν καὶ ἐνενήκοντα γερμανικοὶ σιγλοὶ καταβλητέοι εἰσὶν ὑπὲρ τῶν μαθημάτων, διακοσίους δὲ καὶ τετραράκοντα γερμανικοὺς σιγλοὺς οἱ δὲ φοιτηταὶ καὶ οἱ μαθηταὶ τελέσουσιν. ἀλλὰ ὁ βραχύτερον χρόνον παραμένων μείον καταβαλεῖ. ἐὰν δὲ πλέον τι πυθέσθαι βούλησθε, τηλεπικοινωνήσασθε τῷ κυρίῳ τῷ χορηγήσοντι τὰ μαθήματα. καὶ εἰς τὸν αὐτὸν στείλατε τὰς εἰσαγγελίας ὑμῶν: Helmut Quack, Eritstr. 23, D-25813 Husum, τηλ. καὶ φαξ 04841/5429 .

Dies ist das Topangebot für alle Fans der attischen Sprache, für alle, die einen relaxvollen Griechenlandurlaub mit geistiger Aktivität verbinden wollen. Es gibt auf der ganzen Welt kein vergleichbares Angebot.

In einem großen, schattigen Garten dicht am Meer treffen sich Schüler, Studenten und Erwachsene aus vielen Ländern, entdecken zu ihrer eigenen Überraschung, dass sie sich in der Sprache Platons miteinander verständigen können,

und lesen gemeinsam unterhaltsame und gedankenschwere Texte.

Die Ferienanlage beherbergt gleichzeitig meistens auch Musiker und andere kulturinteressierte Gäste. Deshalb beleben Konzerte und Vorträge manche Abende. Möglich sind Ausflüge und der Besuch einer Aufführung in einem antiken Theater. Das Hellenikon Idyllion liegt an der Nordküste der Peloponnes in der Nähe von Ägion in einem kleinen Ort, der seinen ursprünglichen, typisch griechischen Charakter bewahrt hat, abseits des Touristenstroms. Der Besitzer unterstützt den Altgriechischkurs, indem er Gratisunterkunft im Mehrbettzimmer und 30% Ermäßigung bei andersartiger Unterkunft für Teilnehmer des Kurses gewährt.

Kursgebühr für 2 Wochen: 290,- DM; für Studenten und Schüler: 240,- DM / bei kürzerer Teilnahme: individuelle Regelung / Anfragen zu weiteren Einzelheiten und Anmeldung beim Leiter des Kurses: Helmut Quack, Gräzist, Eritstr. 23, D-25813 Husum, Tel. und Fax 04841/5429.

Hellenikon Idyllion, Andreas Dreki, GR-25100 Selianitika/Egion, Tel. 0030/691/72488 – Fax: 0030/691/72791 – e-mail: idyllion@bigfoot.com – Internet: <http://www.bigfoot.com/~idyllion>

2. Wettbewerb Attisch

Auch in der Gegenwart gibt es Menschen, die die Sprache Platons lernen in der Absicht, die klassischen Werke (z. B. Philosophie, Tragödie oder Rhetorik) der Griechen besser zu verstehen. Doch die bloße Sprachkenntnis wird den Fortgeschrittenen nicht genügen. Sie werden die Sprache auch aktiv benutzen wollen. Aber nur über alltägliche Dinge attisch zu plaudern, das ist eher unter der Würde einer solchen Sprache. Man sollte sich anspruchsvollen Themen zuwenden, um vom Nuancenreichtum dieser Sprache zu profitieren.

Deshalb ruft das Hellenikon Idyllion alle, die des Attischen mächtig sind, auf, in dieser Sprache Texte über freigewählte anspruchsvolle Inhalte zu verfassen. Es ist gleich, ob es ein Lebensbild, ein Ruhmesblatt, ein Gespräch, eine Abhandlung, ein Gedicht oder ein andersartiger Text wird.

Für die besten Texte, die an das Hellenikon Idyllion eingesandt werden, gibt es Preise:

1. Preis: Freies Reiseticket (incl. Flug) zum Hellenikon Idyllion; dort für 2 Wochen freie Unterkunft und Verpflegung; 2. Preis: Freie Unterkunft und Verpflegung im Hellenikon Idyllion für 2 Wochen; 3.-6. Preis: Freie Unterkunft im Hellenikon Idyllion für 2 Wochen; 7.-12. Preis: Freie Unterkunft im Hellenikon Idyllion für 1 Woche.

Wettbewerbsbestimmungen: Senden Sie Ihren Text an das Hellenikon Idyllion, GR-25100 Selianitika/Egion. Spätester Termin: Eintreffen des Textes am 1. August 2000. Schreiben Sie den Text auf Computer, höchstens insgesamt 100 Zeilen auf 2 Seiten. Bitte teilen Sie Ihre gegenwärtige (berufliche oder sonstige) Tätigkeit mit, außerdem, wie und wie lange Sie schon Griechisch gelernt haben.

Wenn eine Schulklasse gemeinsam einen Text verfasst hat, sollte sie eine Person benennen, die unter allen den Preis am ehesten verdient hat. Sollte sie aber eine Studienfahrt nach Griechenland planen, kann die Klasse statt eines Einzelpreises einen erheblich ermäßigten Aufenthalt im Hellenikon Idyllion in Anspruch nehmen.

Das Hellenikon Idyllion beruft eine Jury. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Das Hellenikon Idyllion wird die Namen der Preisträger und die preiswürdigsten Texte in seiner Zeitschrift DIE KLASSISCHE SPRACHE DER GRIECHEN veröffentlichen.

Willkommen sind auch Texte, die jemand bewusst außerhalb des Wettbewerbs schickt. Auch den Verfassern sonstiger, geeigneter Texte (außerhalb des Wettbewerbs) bietet das Hellenikon Idyllion freien Aufenthalt von 2 oder mehr Tagen.

Das Hellenikon Idyllion ruft zu diesem Wettbewerb alle Liebhaber des Attischen in allen Ländern auf zur Ehre des Attischkurses, der in der Zeit vom 13. bis 27. August 2000 bereits im achten Jahr stattfindet. Das Hellenikon Idyllion ist ein Ort der Gastlichkeit, der Musik- und Kulturpflege in einem schattigen Garten an der Nordküste der Peloponnes, dicht am Meer.

Wer mehr über den Wettbewerb oder das Hellenikon Idyllion erfahren möchte, wende sich an: Helmut Quack, Eritstraße 23, D-25813 Husum, Tel. und Fax. 0049/4841/5429 oder an Andreas Dreki, Hellenikon Idyllion, 25100

Selianitika/Egion, Tel. 0030/691/72488, Fax 0030/691/72791, e-mail: idyllion@bigfoot.com – internet: <http://www.bigfoot.com/~idyllion>

St. Andrews International Summer School for Teachers of Classics 2000

The St. Andrews International Summer School for Teachers of Classics has for nearly forty years offered classicists the opportunity to meet up in a town internationally famous both as a holiday resort and a centre of learning, to exchange ideas and to gain new and wider perspectives on classical antiquity. The next Summer School will take place between Monday 31st July and Saturday 5th August 2000. Guests will be able to hear talks and take part in discussions on a range of topics, including both familiar topics seen from fresh perspectives and topics of new or specialist interest. Speakers and titles will include: Prof. HARRY HINE: *Medea down the Ages*; Prof. JILL HARRIES: *Cicero and the Law*; Dr. CHRISTOPHER SMITH: *Early Roman Historians*; Prof. GREGOR WOOLF: *Imperial Plinies*.

In addition to this, teachers involved in their own research or with particular experience in new teaching methods are invited to give presentations based on their own work at a special Forum. The venue for the Summer School will be the comfortable modern New Hall. The cost for resident guests (including full board and Conference Dinner) will be £ 309 for bookings received before the 1st May, and £ 349 thereafter. The first £ 50 of these sums is a non-refundable deposit. Payment may be made by cheque (payable to The University of St. Andrews), or by credit card, stating name of card company, cardholder's name, expiry date, card number, sum, and payee. Bursaries may be available to teachers who would otherwise have difficulty attending.

To book or request further information, please contact Ms Abi Davies, School of Greek, Latin, and Ancient History, University of St. Andrews, St. Andrews, Fife, Scotland, KY169AL, Fax (01334) 46 26 02, internet: classics@st-andrews.ac.uk

Mangel an Lateinlehrern in den Niederlanden

Aus: NRC Handelsblad Weekeditie vom 28.9.1999

Der Mangel an Lehrern in den Fächern Griechisch und Latein ist größer denn je. Die 38 Gymnasien (altsprachliche Schulen, die Übers.) und die 249 gymnasialen Abteilungen in Schulengemeinschaften können kaum noch einen jungen Menschen, der in Griechisch oder Latein ein Examen vorweisen kann und Lehrer werden will, finden. Die Schulen stellen jeden an, wenn er auch nur geringe Kenntnisse in den klassischen Sprachen hat. Lehrer, die ein Gymnasium besucht, aber keine klassischen Sprachen studiert haben, haben in Kürze die Möglichkeit, einen Schulungskurs an der Universität Nimwegen zu absolvieren. Nach einem Studium von 10 Wochen in den klassischen Sprachen können sie als Lehrer in diesen Fächern eingesetzt werden. Die Altphilologie ist der Bereich mit dem größten Lehrermangel. Deutsch, Wirtschaftswissenschaften, Physik und Mathematik sind bereits seit einigen Jahren Problemfächer, aber Griechisch und Latein führen die Liste der Mangelfächer an. Die wesentliche Ursache für den Lehrermangel ist die Überalterung der Lehrer. Junge Lehrer gibt es zu wenig. Abiturienten finden die Lehrerausbildung uninteressant, und Akademiker denken, dass sie mit geringerem Einsatz in der freien Wirtschaft mehr verdienen können als als Lehrer. Insbesondere in den klassischen Sprachen nimmt der Prozentsatz der Studenten jährlich ab. In den achtziger Jahren machten nach dem Zentralen Büro für Statistik (CBS) durchschnittlich 98 Studenten per Jahr Examen, jetzt sind es jährlich nur noch durchschnittlich 31.

Wer die Kultur der Antike liebt, sollte aufwachen!

Aus: NRC Handelsblad Weekeditie vom 27.9.1999

In der 5. Klasse (in NRW 11. Klasse, d. Übers.) begannen wir, Vergil zu lesen, nachdem wir uns jahrelang mit Caesar, Livius und anderen Langweilern herumgeschlagen hatten. Die Aeneis. Wir lasen, wie Aeneas bei Dido in Karthago mit seinen Schiffen und seinen Gefährten an Land getrieben wird, wie er sie mit seinen Erzählungen bezaubert und Venus dafür sorgt, dass sie sich hoffnungslos in ihn verliebt, wie sie den Winter

In dubio pro disco



disco ist die umfassende Multimedia-Lernsoftware für das 1. Lernjahr Latein. Grammatik, Formen und Vokabeln werden in einer breiten Palette aktivierender und abwechslungsreicher Übungsformen trainiert. Dabei macht die Sprachausgabe das Lernen besonders interessant und effizient.

disco ist auf die schulischen Lehrpläne abgestimmt und wurde in Anlehnung an das Latein-Lehrwerk Salvete aus dem Cornelsen Verlag entwickelt. Dank seiner thematischen Gliederung und seinen grammatischen Schwerpunktsetzungen ist disco aber auch hervorragend mit anderen Schulbüchern zu verwenden.

disco
1. Lernjahr

CD-ROM ISBN 3-464-91311-2 DM 149,-*/öS 1.088,-*/sFr 132,70*

disco
2. und 3. Lernjahr

CD-ROM ISBN 3-464-91313-9 i. Vb.

*unverbindliche Preisempfehlung

Cornelsen
software

Cornelsen Verlag
Mecklenburgische Str. 53
14197 Berlin
<http://www.cornelsen.de>
c-mail@cornelsen.de

zusammen verleben, und über Didos Verzweiflung, als Aeneas nach Italien aufbricht.

Niemals war Latein so mitreißend gewesen. Natürlich war das ‚Lesen‘ eher die Übersetzung des schönen Latein in ein holperiges Niederländisch, natürlich musste man uns viele Hinweise und Erläuterungen geben, aber in der 5. Klasse, in der wir in Griechisch Homer lasen und in Latein über die verliebte Dido, blühte die ganze antike Welt, in der diese Erzählungen geschrieben und gelesen worden waren, vor meinen Augen auf.

Brachte das irgendeinen Nutzen? Ich denke, ja. Nicht weil es für das spätere Leben so eminent wichtig ist, Kenntnisse in Latein zu haben, sondern weil alles, woran man mit Interesse gearbeitet hat, der Mühe wert gewesen ist, wenn auch vielleicht nur wegen des Interesses. Weil es so richtig schön ist, die Struktur einer Sprache zu erkennen, zu sehen, dass diese ganz anders ist als die eigene Sprache oder verwandte moderne Sprachen. Und weil durch die Beschäftigung mit dem Griechischen und Lateinischen das Bild einer Kultur, einer Geschichte, entsteht.

Ein Freund erzählte einmal, dass es, als er Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre das Gymnasium besuchte, ganz selbstverständlich war, dass jeder, der dazu imstande war, Alpha (sprachlicher Zweig, d. Übers.) wählte und nicht Beta (mathematisch-naturwissenschaftlicher Zweig, d. Übers.). Alpha repräsentierte die echte klassische Kultur, da lernte man etwas; wer Beta wählte, ging schon beinahe auf die HBS (Höhere Bürgerschule, eine Art Realgymnasium, d. Übers.) Das mag wohl auch an diesem speziellen Gymnasium gelegen haben oder vielleicht an dem Freund und dessen Freunden, aber es sagt doch etwas darüber aus, wie früher – es scheint zwar weit weg und lange vorbei zu sein – eine bestimmte Art der kulturellen Bildung, Tradition und Zivilisation geschätzt wurde.

Und nun ist das Gymnasium an der Reihe zu verschwinden: Schon lange Jahre stand es nach vielen Richtungen zur Diskussion, schon manches Mal war sein Bestehen bedroht, aber nun ist es endlich so weit, jedenfalls fast. Es stirbt einen geräuschlosen Tod: Es gibt keine Lehrer in den klassischen Sprachen mehr. Vorige Woche berich-

tete diese Zeitung, dass Schulen die größte Mühe haben, jemanden zu finden, der Griechisch und Latein unterrichten will. Es ist dasselbe wie bei Mathematik: Wenn der Sportlehrer den Unterricht geben will oder jemand, dessen einziges Handicap ist, dass er kein Niederländisch kann, sind die Schulen schon glücklich. Dann übersetzen die Zweitklässler (8. Klasse NRW, d. Übers.) eben: *The girl wears a beautiful peplos.* Es wird nicht leicht sein, die merkwürdigen Gymnasiumssätze im Englischen wiederzugeben: ‚Er nun, nachdem er die Winterquartiere bereitet hatte...‘ *He now, after making ready the winterquarters ...?*‘

Als Begründung wird folgendes angegeben:

a) weniger junge Leute studieren klassische Sprachen (in den neunziger Jahren studierten durchschnittlich 31 Studenten Altphilologie pro Jahr gegenüber 98 in den achtziger Jahren); b) die paar Altphilologen, die von der Universität kommen, haben i. a. den Eindruck, dass sie alles andere eher tun sollten als Lehrer zu werden. Diesen Eindruck hat wohl jeder in den letzten zehn Jahren ein bisschen gewinnen können. Wenn es eine Berufsgruppe gibt, der das Leben sauer gemacht wird, dann sind es wohl die Lehrer. Jahrzehntelang hören wir, dass Lehrer am häufigsten von allen Berufstätigen psychisch erkranken, z. Zt. leiden sie mehr als andere unter dem ‚burn-out‘-Syndrom, wenn auch Hausärzte in dieser Hinsicht aufschließen. Auch das Pflegepersonal leidet schon Jahre darunter. Menschen, die in Dienstleistungsberufen mehr oder weniger mit anderen Menschen zu tun haben, haben nichts zu lachen. Denn andere Menschen stellen Anforderungen. Schüler auch. Und die werden außerdem heutzutage zu Hause so eingestellt, dass sie gegenüber Lehrern nicht mehr höflich zu sein brauchen, wahrscheinlich gegenüber niemandem, so dass es sogar manchmal zu Beschimpfungen gegenüber Lehrern kommt. Natürlich gibt es auch angenehme Schulen und gut erzogene Schüler, aber die Entwicklung der letzten zehn Jahre kann unmöglich jemanden veranlassen haben, unbedingt Lehrer werden zu wollen: in der Klasse nur Aggression, nicht steuerbare Jugendliche, Probleme bei einem hohen Prozentsatz ausländischer Kinder, Schwänzen, nicht ansprechbare Eltern. Wenn man dazu noch folgendes berücksichtigt: einen

nicht endenwollenden Strom von neuen Unterrichtserlassen und Verwaltungsvorschriften, der auf Schulen und Lehrer herniedergeht, auch das Gehalt, das früher ausreichend war, aber sich in den achtziger Jahren stark nach unten entwickelte, und das völlige Fehlen von Sozialprestige, das den Lehrerberuf z. Zt. kennzeichnet, so wird nur allzu verständlich, dass Studenten nicht massenweise nach ihrem Studium vor der Klasse stehen wollen. Eigentlich ist es ein Wunder, dass in manchen Fächern noch kein drückender Mangel besteht. – Ein tolles Resultat für die Bildungspolitik.

Und doch ist es am allerschlimmsten, dass eine ganze Kultur dabei ausstirbt. Wenn keine Altphilologen mehr vor der Klasse stehen, dann gibt es in kurzer Zeit keine Altphilologie mehr. Denn wie sollte jemand auf die Idee kommen, dass Griechisch und Latein interessant sind, wenn er nie mit roten Backen einen Satz entwirrt hat, nie gedacht hat, dass die Menschen, die vor mehr als zweitausend Jahren lebten und schrieben, auffallend und überraschend viel mit uns gemeinsam haben, während sie andererseits auch wieder uns auffallend fremd sind. Sollten die Klassiker wirklich völlig aus unserem Leben verschwinden? Natürlich verschwinden sie nicht sofort, denn es gibt gute Übersetzungen, aber die veralten, und es gibt keine jungen Altphilologen mehr. Und dann? Können wir von unserer grundlegenden Kultur völlig getrennt werden? Hält niemand dies mehr für wichtig? Ich kann das alles nicht glauben, aber eigenartig ist, dass auf den Artikel in dieser Zeitung (vom 22.09.1999) keine Reaktion erfolgte, nur Stille. Keine Anfragen im Parlament. Keine Panik. Keine Pläne für eine große ‚Rettet-das-Gymnasium-Aktion‘.

Sollte das noch kommen? Man muss das Schlimmste befürchten in einem Land, wo der Staatssekretär für Kultur ausschließlich über Unternehmertum und Schülerzahlen spricht, wo jeder Bildungsminister glaubte, dass es sehr wichtig sei, etwas Neues zu erfinden, wo Studenten nicht auf breiter Grundlage ausgebildet werden müssen, sondern schmalspurig, wo der Lehrerberuf so langsam etwas für Menschen geworden ist, die es anderswo zu nichts brin-

gen. Noch ein bisschen warten und wir sind kulturlos. Das wird eine Erleichterung sein!

MARJOLEINE DE VOS,
übers. v. GISELA HILLNER, Bonn

Latein in den USA

Anhand der Teilnehmerzahl derjenigen Schüler, die 1999 das Latinum (National Latin Exam) geschrieben haben, kann man errechnen, wieviele Schüler *per capita* eines jeweiligen Bundeslandes Latein lernen. In den USA haben 104.076 Schüler daran teilgenommen. Das ergibt 0,000385 Schüler *per capita*, die Latein lernen. Für die Bundesländer sieht es wie folgt aus:

1. Virginia	0,00154	10.384 Schüler
2. Massachusetts	0,00136	8.321 Schüler
3. Connecticut	0,00120	
4. New Jersey	0,00076	
5. Tennessee	0,00069	
6. Pennsylvania	0,000605	7.273 Schüler
7. Ohio	0,00055	
8. New York	0,00046	8.272 Schüler
9. Texas	0,00029	
10. California	0,00014	4.645 Schüler

Für Rhode Island gab es keine Angaben.

ROSEMARIE HERDE, Alzenau

Schulinterne Lateinwettbewerbe – ein Erfahrungsbericht

Erstmalig rief die Fachschaft Latein des Gymnasium Marianum in Meppen im vergangenen Schuljahr alle Anfangsklassen Latein zu einem schulinternen Lateinwettbewerb auf.

Ermutigt durch die positiven Erfahrungen aus dem ersten Wettbewerb an unserer Schule für die Oberstufe – gesucht war das schönste Chronogramm für das Jahr 1997 – waren nun die Lateinschülerinnen und Lateinschüler der Klassen 7 und 9 aufgefordert, ein vielfältiges Aufgabenpaket aus den Bereichen der lateinischen Sprache und der antiken Kultur zu lösen. So mussten die Teilnehmer alte lateinische Städtenamen erschließen, die Funktionen der römischen Beamten erklären, „Spitznamen“ berühmter Römer herausfinden, englische Substantive auf ihren lateinischen Ursprung zurückführen, lateinische Fremdwörter in einem Fußballreportagetext erkennen, „Graffiti“-Kritzeleien entziffern, die in einer Chrono-

gramminschrift versteckte Jahreszahl eines Gebäudes errechnen sowie aus einem lateinischen „Wortbaukasten“ eine sinnvolle kleine Geschichte zusammenstellen.

Als Hilfestellung richtete die Fachschaft Latein in der Schülerbibliothek eine Handbücherei ein, welche die Teilnehmer während der dreiwöchigen Bearbeitungszeit benutzen konnten.

Die Wettbewerbsaktion der Fachschaft Latein stand unter der besonderen Zielsetzung, den Schülerinnen und Schülern die Lebendigkeit und Präsenz des antiken Kulturschatzes in der heutigen Zeit bewusst zu machen, die selbständige und kreative Auseinandersetzung mit der Sprache Latein zu fördern, den Umgang mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln zu üben sowie Motivation und Freude bei der außerunterrichtlichen Beschäftigung mit der antiken Welt zu wecken.

Wertvolle Preise winkten den Gewinnern, und entsprechend hoch war die Beteiligung, insbesondere in den Klassen 7. Insgesamt nahmen 86 Schülerinnen und Schüler teil.

Alle Teilnehmer, die einen sauber und ordentlich ausgefüllten Lösungsbogen abgegeben hatten, bekamen unabhängig von der Richtigkeit der Antworten als Überraschungspreis eine Kugelschreiber mit Adressenaufdruck des Gymnasium Marianum sowie eine lateinische Kunstdruckkarte des Plakatwettbewerbes 1996/97.

Bezeichnenderweise schnitten hierbei die Mädchen deutlich besser ab als die Jungen, die teilweise kaum leserliche Lösungsbögen präsentierten. 85 % aller teilnehmenden Mädchen konnten den Preis für Ordnung und Sauberkeit erzielen, während fast die Hälfte aller Jungen (48 %) leer ausging, obwohl allen Teilnehmern diese Wettbewerbsklausel bekannt war.

Die besten Schülerinnen und Schüler einer jeden Jahrgangsstufe erhielten im Rahmen einer schulinternen Preisverleihung eine Urkunde sowie Buch- und Sachpreise ausgehändigt („Hundertwasser“-Stowasser, Lexikon der Antike, lateinische Asterix-Ausgabe, historische Romane aus der antiken Welt, großes Lateinposter).

Die große und sehr engagierte Schülerbeteiligung an diesem hausinternen Wettbewerb und die hervorragenden Leistungen haben gezeigt, dass die Lebendigkeit der Antike auch in unserer heutigen Zeit durchaus bewusst zu machen ist und unsere Schülerinnen und Schüler zu einem eigenständigen kreativen Umgang mit der lateinischen Sprache hingeführt und zu einer außerunterrichtlichen Beschäftigung mit europäischem Kulturgut motiviert werden können.

Aufgrund der überaus positiven Erfahrungen wird die Fachschaft Latein die hausinternen Lateinwettbewerbe am Gymnasium Marianum auch in diesem Schuljahr fortsetzen.

Wettbewerbsunterlagen, Lösungen, Sieger-/Teilnahmeurkunde in lateinischer Sprache und Lernziele schicke ich gerne gegen Einsendung von Briefmarken im Wert von 3,- DM zu. Meine Anschrift lautet: Gymnasium Marianum z. Hd. Frau U. Wilken-Pott, Herzog-Arenberg-Str. 65, 49716 Meppen.

ULRIKE WILKEN-POTT, Meppen

Nuntii Latini Radiophoniae Finnicae Generalis (Tuomo Pekkanen)

Lutherani et Catholici discordiam deposuerunt

Delegati Confoederationis Lutheranorum atque Ecclesiae catholicae die Dominico Augustoburgi declarationi subscripserunt, qua veterem de

Lebendiges Latein: Würfelspiel „Auf Caesars Spuren“:

35 DM, Lehrerprüfexemplar: 25 DM + Versandkosten

Als Ergänzung dazu das Quiz-Kartenspiel „SCIO“, 12 DM

Schiebe-Tafel zum Einüben

Falt-Tafel zum Nachschlagen und Wiederh.

Nr. 1310 Lateinische Konjugation

Nr. 2310 Lateinische Grammatik

Nr. 1311 Lateinische Deklination

Nr. 2510 Griechische und römische Geschichte

Nr. 1312 Lateinische Verben

Nr. 2210 Neue deutsche Rechtschreibung

Einzelpreis je Tafel: **9,00 DM**, (Prüfpreis: 6,00 DM) + Versandkosten; Staffelpreise

Melsunger Spiele-Börse, Dessauer Str. 3, 34212 Melsungen

Tel. (05661) 4406, Fax (05661) 50046

iustificatione discordiam deposuerunt. Ecclesia catholica hominem et fide et bonis operibus iustificari docebat. Martinus Luther autem censebat bona opera ad iustificationem nihil valere et hominem tantum Dei gratia salvari posse. Pridie Kalendas Novembres anno millesimo quingentesimo septimo decimo Luther nonaginta quinque theses divulgavit, in quibus indulgentiis pontificis Romani obstitit. Eo maxime factum est, ut Ecclesia catholica discinderetur.

In declaratione nunc Augustoburgi probata et catholici et Lutherani una confitentur hominem non meritis ipsius apud Deum probari, sed sola gratia et ea fide, quam in redemptionem Christi habeat. Theologi utriusque religionis concordiam de salvatione hominis per triginta annos quaesiverant. Denique eam mense Iunio invenerunt, sed subscriptionem declarationis eo ipso die fieri volebant, quo Luther theses suas in ianua arcis Wittenbergensis fixerat. Locus subscriptionis ideo erat Augustoburgum, quod in ea urbe anno millesimo quingentesimo tricesimo Confessione Augustana fides Lutherana definita est.

Reformatio religionis ita ecclesiam divisit, ut Suetia, ad quam tum temporis etiam Finnia pertinebat, Lutherana fieret. Postea discissio ecclesiae causa fuit bellorum cruentorum. Maxime afflictae sunt regiones Germaniae hodiernae, ubi ab anno millesimo sescentesimo duodevicesimo bellum triginta annorum gestum est. Una ex partibus principalibus erat Suetia-Finnia, quam ob rem etiam multa milia Finnorum tum in media Europa bellabant. (5.11.99)

Abhinc X annos murus Berolinensis apertus

Die Martis decem anni acti erant, ex quo murus Berolinensis apertus est. Mihail Gorbatschov, ultimus praesidens Unionis Sovieticae, Berolini celebratus est, quod eius imprimis merito murus pacifice dirui potuerat. Gorbatschov enim promiserat Moscuenses rebus internis civitatum sociarum interventuros non esse, quo facto mutationes politicae initium ceperunt. In Germania orientali, imprimis apud ecclesiam eius evangelicam, renovationes iam antea flagitabantur. Res perturbari coeptae sunt, cum complura dena milia Germanorum orientalium


per legationes Varsaviae, Budapestini Pragmaeque sitas Europam occidentalem peterent.

Motus, qui libertatem peregrinandi et mutationes oeconomicas volebat, ita crevit, ut mense Novembri quingenta milia hominum regimini communistico in plateis urbium Germaniae orientalis reclamarent. Tum grapheum politicum decrevit, ut cives itinera in occidentem liberius quam ante suscipere possent. Cum Günter Schabowski, membrum eiusdem graphei, ambigue dixisset limites commeatui apertos esse, maximus hominum numerus Berolinum occidentale ilico petere coepit. Muro aperto et diruto res ita processerunt, ut anno sequenti duae Germaniae officialiter unirentur. (12.11.99)


Egon Krenz in carcerem conicitur


Egon Krenz, ultimus moderator Germaniae orientalis, carcere sex annorum et dimidii damnatus est. Iudices censebant eum participem sceleris fuisse, cum Germani orientales in occidentem transfugere conati a custodibus limitis interficerentur. Poena duobus annis ante Berolini constituta, cuius abrogationem Krenz petiverat, in tribunali foederali confirmata est. (12.11.99)

**Während
andere streiten,
operieren wir.**



Wir geben Menschen eine Überlebenschance, die unverschuldet durch Kriege oder Naturkatastrophen in Not geraten.

 **MEDECINS SANS FRONTIERES
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.**

Bitte schicken Sie mir 

allgemeine Informationen über Ärzte ohne Grenzen

Informationen für einen Projekteinsatz

Informationen zur Fördermitgliedschaft

11.10.17.05

Name _____

Geb.-Datum _____

Straße _____

PLZ/Ort _____

Ärzte ohne Grenzen e.V.
Lieselingsweg 102, 53119 Bonn
Spendenkonto 97 0 97
Sparkasse Bonn, BLZ 380 500 00

Anschriften der Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Reinhold B e e r , Mariahilfbergweg 58, 92224 Amberg

Luise D r e y e r , StD' a. D., Am Schirrhof 11, 32427 Minden

Prof. Dr. Elisabeth E r d m a n n ,

Dr. Werner E r d t , Brandstraße 62, 37441 Bad Sachsa

Jörg E y r a i n e r , OStD, Sluyterstr. 14, 86609 Donauwörth

Dr. Detlef F e c h n e r , StD, Gymnasium Ernestinum, Schulzentrum Burgstraße, 29221 Celle

Prof. Dr. Manfred F u h r m a n n , Auf dem Stein 40, 88662 Überlingen (Bodensee)

Dieter G a u l , StD i. R., 6368 Bad Vilbel, Pestalozzistraße 18a

Dr. Jens-Peter G r e e n , Hoppenriekels 43 b, 26125 Oldenburg

Dr. Rosemarie H e r d e , Cranachstr. 7, 63755 Alzenau

Gisela H i l l n e r , StD', Bismarckstraße 7, 53113 Bonn

Manfred K r z o k ,

Peter K r u s c h w i t z M. A., Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften - CIL,
Jägerstraße 23, 10117 Berlin

Michael L o b e , von-Raumer-Str. 17 c, 91550 Dinkelsbühl

Dr. Heinz M u n d i n g , Beethovenstraße 18, 67365 Schwegenheim

Hannes S t e i n k e , StR, Gymnasium Steglitz, Heesestraße 15, 12169 Berlin

Prof. Dr. Rudolf W a c h t e r , Seminar für Klassische Philologie, Indogermanistische Bibliothek
Nadelberg 6-8, CH-4051 Basel, E-Mail: *Rudolf.Wachter@unibas.ch*

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin

Ulrike W i l k e n - P o t t , Werseweg 10, 48431 Rheine

Peggy W i t t i c h , Straße der Jugend 80, 03086 Cottbus

Neue Internetadresse für FORUM CLASSICUM

Die Homepage von Forum Classicum im Internet hat seit einigen Wochen eine neue Adresse (URL):
Sie lautet nun *http://www.forum-classicum.de*

Dieser Name ist auch als geschützte Domain im maßgeblichen Verzeichnis DENIC registriert. Damit wird unsere Seite zum einen von Suchmaschinen leichter gefunden und zum anderen entfällt das etwas mühsame Eintippen der alten Adresse.

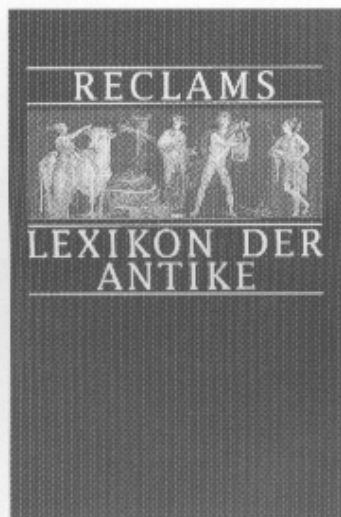
Gleichwohl kann die Homepage nach wie vor unter der alten Adresse angewählt werden. Gesetzte Lesezeichen (Bookmarks/Favoriten) müssen also nicht geändert werden.

M. Horz

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte **nicht** an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften in Heft 1/97 gegenüber von S. 52 und im Heidelberger Kongress-Begleiter auf S. 79 abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

STANDARDWERKE ZUR ANTIKE



»Wer sich in Schule oder Studium, Beruf oder aus Liebhaberei mit der klassischen antiken Literatur beschäftigt, findet hier eine handliche, zuverlässige und sehr empfehlenswerte Informationsquelle.«
(*Günther Stoll, damals*)

»Praktisch, handlich, nützlich« (*Die Welt*)

Reclams Lexikon der Antike.
720 S. Geb. DM 118,-

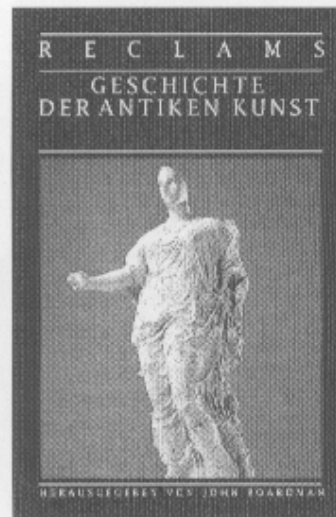


»Ein außerordentliches Werk« (*Jürgen Busche, Badische Zeitung*)

»Eine bessere Einführung in dieses weite, aber keineswegs unüberschaubare Gebiet der Tradition ist schwerlich denkbar.«
(*Stephan Speicher, Berliner Zeitung*)

»In dieser bestechend nüchternen und präzisen Präsentation von den archaischen Anfängen Roms bis zu seinem Untergang gibt es nicht eine leere Floskel.«
(*Eckart Goebel, Sächsische Zeitung*)

**Manfred Fuhrmann:
Geschichte der römischen
Literatur**
408 S. Geb. DM 49,80



»Werkdeutung und historische Erzählung, die neuesten Erkenntnisse der Kunstgeschichte und Archäologie verbinden sich höchst publikums-wirksam mit einer klaren, aus sich selbst verständlichen Darstellungsweise, ohne an Genauigkeit einzubüßen.«
(*Gert Ueding, Die Welt*)

»Eine lesbare und rundum kenntnisreiche Geschichte der antiken Kunst in einem Band« (FAZ)

**Reclams Geschichte
der antiken Kunst**
Hrsg.: J. Boardman.
411 S. 402 ein- und
mehrfarb. Abb. sowie 3 Kte.
Geb. DM 148,-

Fordern Sie unser aktuelles Gesamtverzeichnis an
Philipp Reclam jun., 71252 Ditzingen
Tel.: 07156 / 163 0 Fax: 07156 / 163 197
E-mail: werbung@reclam.de www.reclam.de

Reclam 
Von besonderem Format

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

*Haben Sie schon Herrn **Grammadux** kennen gelernt?*

Nach ihm heißt eine
neuartige lateinische Kurzgrammatik
von Clement Utz und Klaus Westphalen,
die die Schüler und Schülerinnen
im wörtlichen Sinne „anspricht“.



Was ist so neu am Grammadux?

- ◆ Beschränkung der grammatischen Phänomene auf die wirklich wichtigen
- ◆ leichte Auffindbarkeit durch Integration von Wortart, Formenlehre, Syntax und Textgrammatik
- ◆ sympathisches Layout durch harmonische Farbgebung, übersichtliche Tabellen, humorvolle Zeichnungen

*Und so urteilen Rezensenten über **Grammadux**:*

„Pädagogische Kunst bedeutet nicht primär, den Anspruch zu senken, sondern unter methodischer Anstrengung anspruchsvolle Inhalte klar und den Verständnismöglichkeiten der Schüler entsprechend darzubieten. In diesem Sinne: Gratulation zum Kunstwerk!“ (APIS LATINA 15/99)

**Fordern Sie ein Ansichtsexemplar (BN 5240) zum Prüfpreis an;
Ihre Schüler werden sich freuen!**

C.C. Buchners Verlag · Postfach 1269 · 96003 Bamberg